

Wöchentlich 10 Blätter monatlich 1.- Reichsmark im voraus zahlbar. Unter Streifenband im In- und Ausland 1.50 Reichsmark pro Quartal.

Der „Vorwärts“ mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Welt und Zeit“ sowie den Beilagen „Unterhaltung und Witz“, „Aus der Stimm“, „Stadtbilder“, „Frauenstimme“, „Der Kinderfreund“, „Jugend-Zeitung“, „Bild in die Bäderwelt“, „Kulturarbeit“ und „Lebenserlebnis“ wochentäglich zweimal, Sonntags und Montags einmal.

Vorwärts

Berliner Volksblatt

Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands

Redaktion und Verlag: Berlin SW 68, Lindenstraße 3
Druckerei: Köhler & Weyersberg, Telegrafendruck: Sozialdemokrat Berlin

Vorwärts-Verlag G. m. b. H.

Postkontokonto: Berlin 87536 - Bankkonto: Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten Wallstr. 65. Diskontogesellschaft, Depostenkasse Lindenstr. 3

Donnerstag
5. Januar 1928
Groß-Berlin 10 Pf.
Auswärts 15 Pf.

Die einblättrige Sonntagsbeilage 10 Blätter, Reichsmark 1.- Reichsmark „Kleine Anzeigen“ des Verlags Vorwärts (täglich zwei Blätter, jedes weitere Blatt 12 Pfennig) Gedruckt bei der Vorwärts-Druckerei, jedes weitere Blatt 10 Pfennig. Druckerei: Köhler & Weyersberg, Telegrafendruck: Sozialdemokrat Berlin. Abonnement: jährlich 18 Reichsmark, halbjährlich 9 Reichsmark, vierteljährlich 4 Reichsmark, monatlich 1 Reichsmark. Einzelhefte 10 Pfennig. Abnahme im Hauptgeschäftsbüro: Köhler & Weyersberg, Lindenstr. 3, wochentäglich von 8 bis 17 Uhr.

Unschuldig hingerichtet!

Der Vater wegen Mordes an seinem Kinde enthauptet! — Später gesteht die Großmutter die Täterschaft!

Vor einiger Zeit wurde die deutsche Öffentlichkeit mit einem Justizverfahren bekanntgemacht, das den dringenden Verdacht der Hinrichtung eines Unschuldigen wahrscheinlich machte. Es handelt sich um einen polnischen Arbeiter Jakubowski, der von einem Emmingerischen Schwurgericht zum Tode verurteilt und am 26. Februar 1926 hingerichtet wurde.

Dazu wurden von dem Sekretär der Liga für Menschenrechte, Kurt Großmann, im Februar vorigen Jahres im „Vorwärts“ folgende Einzelheiten mitgeteilt:

In Wallingen, einem Bauerndorf in der Höhe im Lande Pommern (Westpreußen-Streit), verschwindet im November des Jahres 1924 der vier Jahre alte uneheliche Sohn des Verurteilten Jakubowski und wird wenige Wochen später von einem Arbeiter in der Höhe in einem Kaninchenloch aufgefunden. Der Obduktionsergebnis ergibt, daß das Kind erdrosselt wurde. Der Verdacht lenkte sich alsbald auf den Verurteilten, der trotz seiner Unschuldsbeteuerungen als des Mordes an seinem unehelichen Kinde für überführt erachtet wurde. Die Verurteilung gründet sich einmal darauf, daß Jakubowski über die Zeit des Verschwindens seines Kindes widersprüchliche Angaben gemacht habe. Jakubowski hatte in der Verhandlung vor dem Schwurgericht gebehoben, ihm einen Dolmetscher zu stellen, damit er sich verständlich machen könne. Diese Bitte wurde vom Vorsitzenden abgelehnt. Tatsächlich sprach der Verurteilte zwar deutsch, aber so gebrochen, daß die Möglichkeit eines Mißverständnisses keineswegs ausgeschlossen war. Eine wesentliche Rolle in der Verhandlung spielte der Nachweis des Alibis. Von der Bevölkerung aus wurde der Verdacht auf ein Individuum gelenkt, das nach seinem ganzen Vorleben weit eher als Täter in Frage kam als Jakubowski. Als dieser Verdächtige außerstande war anzugeben, wo er sich an dem Mordtage in der fraglichen Zeit aufgehalten habe, erklärte der Vorsitzende leichtsin, daß man auf Zeitangaben auf dem Lande nicht viel geben könne. Dem Angeklagten indessen wurde

es zum Verhängnis, daß er nicht anzugeben vermochte, wo er sich in der fraglichen halben Stunde aufgehalten habe.

Der Hauptbelastungszeuge war ein Schwachmünniger, der nicht einmal in der Lage war, sein Alter anzugeben und den das Gericht wegen Verstandeschwäche nicht zu verurteilen vermochte! Allein dieser Zeuge hatte beteuert, daß er den Angeklagten an dem fraglichen Tage mit seinem Kinde in der Richtung auf die Höhe habe zugehen sehen. Dieser Zeuge ist inzwischen vollständiger Geisteskrankheit verfallen und befindet sich in der Irrenanstalt.

Noch niemals, so muß zur Ehre der deutschen Justiz gesagt werden, ist ein Mensch auf Grund eines so schwachen und teilweise haltlosen Indizienbeweises zum Tode verurteilt worden. Keine Feststellung findet man in dem Urteil, bei der man sagen könnte, daß sie als Beweis für die Täterschaft gewertet werden könnten. Nichts als allgemeine Ermögungen, nichts als Anhaltspunkte, die genau so auf jeden anderen Täter hätten zutreffen können. Man bedenke, daß man diesem Menschen die Zuziehung eines Dolmetschers verweigert hat, in einem Falle, wo es um Leben und Tod ging, und daß man dann seine widersprüchlichen Angaben als Indizien gegen ihn gewertet hat.

Wie nun aus Hamburg telegraphiert wird, ist in dem Dertchen Böhl bei Bismar von der Großmutter Rogens auf dem Sterbebette ein Geständnis abgelegt worden, daß sie den kleinen Oswald Rogens getötet habe.

Wenn auch nähere Einzelheiten über den Umfang des Geständnisses noch fehlen, so steht doch jetzt bereits fest, daß man es hier mit einem etatantenen Justizirrtum zu tun hat, der eindeutig beweist, daß die Todesstrafe die Wiedergutmachung eines Fehlurteils ausschließt.

Der Rechtsausschuß des Reichstages hat mit Hilfe deutschnationaler Frauen die Todesstrafe im Gesetz bestehen lassen. Will er auch nach diesem neuesten Fall schlimmsten Justizirrtums seinen Beschluß aufrecht erhalten?

Chintamani, der zum gemäßigten Flügel der öffentlichen Meinung Indiens gehört, protestiert in seiner Erklärung gegen die imperialistische Haltung der britischen Arbeiterpartei unter Ramsay MacDonalds Führung.

Beim Lügen ertappt.

Polen erklärt, Dorthy-Ungarn schwindelt.

Warschau, 4. Januar. (Eigenbericht.)

Die polnische Regierung teilt offiziell mit, die von der ungarischen Regierung aufgestellte Behauptung, daß die von Italien abgeordneten und nach Ungarn gehenden Waffensendungen für eine polnische Adresse bestimmt gewesen wären, sei frei erfunden.

Ein Mörder als Geißel-Soldat.

Eine Aufdeckung dank der parlamentarischen Heereskontrolle

Wien, 4. Januar. (Eigenbericht.)

Der sozialdemokratische Abgeordnete Deutsch teilte am Mittwoch im Haushaltsausschuß des Parlaments mit, daß der frühere Feindtechniker Rothstod, dessen Augen der Schriftsteller Hugo Bettauer zum Opfer fiel, sich unter den Bewerbern zur Aufnahme in ein Pionierbataillon befand, und die Polizeidirektion auf die Anfrage nach dem Verbleib antwortete: „In moralischer und staatsbürgerlicher Hinsicht liegt nichts Rechtliches vor.“ Auch als die Militärbehörde nochmals anfragte, erteilte die Polizeidirektion die Auskunft, daß Strafen gegen Rothstod nicht vorliegen. Er ist nämlich wegen Unzurechnungsfähigkeit nicht bestraft worden. Daraufhin sollte Rothstod aufgenommen werden.

Der Bundeskanzler, der inzwischen die Akten eingesehen hatte, mußte zum Schluß der Mittwochsitzung des Haushaltsausschusses die Angaben des Abgeordneten Deutsch bestätigen. Er versuchte, die Polizeidirektion immerhin damit zu entschuldigen, daß sie ein altes Formular unachtsam ausgefüllt habe. Rothstod aber werde keinesfalls in das Heer aufgenommen. In bezug auf die Verdächtigung des Bundeskanzlers, daß der Unterpollant von dem Vorfall durch irgendeinen untergeordneten Beamten benachrichtigt worden sei, erwiderte Deutsch, er habe als parlamentarischer Kommissar im Heeresministerium Gelegenheit gehabt, die Akten über den Vorfall selbst einzusehen.

Die Maßnahmen gegen die Autonomistenbewegung werden fortgesetzt. Der Untersuchungsrichter von Rühlhausen hat auf die am Dienstag erfolgte Verhaftung eines Straßburger Schauspielers am Mittwoch eine weitere folgen lassen.

Friedensvorschläge an Frankreich.

Schiedsvertrag für Paris — Friedenspakt für alle.

Paris, 4. Januar.

Der „Temps“ glaubt die hinsichtlich der französisch-amerikanischen Verhandlungen bestehenden Unklarheiten dahin aufklären zu können, daß man zwischen zwei völlig voneinander unabhängigen Verhandlungsgegenständen unterscheiden müsse. Zunächst werde über die Erneuerung des französisch-amerikanischen Schiedsgerichtsvertrages verhandelt. In die Präambel werde die feierliche Bekräftigung aufgenommen, daß die beiden Länder etwa zwischen ihnen auftauchende Differenzen nicht durch einen Appell an die Waffen regeln wollen. Diese Präambel bilde gewissermaßen eine Einleitung für den zweiten zur Verhandlung stehenden Akt, nämlich einen internationalen Vertrag zwischen den Großmächten, in dem diese sich verpflichten, nicht zum Kriege zu schreiten.

Bomben über Nikaragua.

London, 4. Januar. (Eigenbericht.)

Die bewaffnete Intervention der Vereinigten Staaten in Nikaragua nimmt nach den hier vorliegenden Meldungen von Tag zu Tag heftigere Formen an. Amerikanische Marine-Flugzeuge haben in den letzten 24 Stunden die Truppen des sogenannten liberalen Generals Sandino stundenlang mit Bomben belegt. Die Angriffe wurden von den Ausländischen mit Nachrichtenwehreser beantwortet.

Als Resultat einer Konferenz zwischen Präsident Coolidge und dem amerikanischen Marine-Minister Millur werden, wie eine halbamtliche Meldung aus Washington besagt, 1000 weitere Marine-Flugzeuge nach Nikaragua entsandt werden. Der Krieg ist nach Pressestimmen in Amerika keineswegs populär. Die Zeitungen greifen die Regierung heftig an und bezeichnen es als eine Verletzung der Öffentlichkeit, die Ausländischen als Banditen hinzustellen.

Indische Kritik an Labour.

London, 4. Januar. (Eigenbericht.)

Der indische liberale Politiker und frühere indische Minister C. J. Chintamani hat dem Vertreter des Indischen Pressedienstes in Bombay eine polemische Erklärung gegen Ramsay MacDonalds Feststellungen hinsichtlich der indischen Verfassungskommission übergeben.

Amerikas Friedensmanöver.

Imperialismus der doppelten Moral.

Die Großmächtsregierung von Washington sendet 1000 Mann Truppen nach Nikaragua. Sie sollen mit Gewalt eine Rebellion unterdrücken, die sich gegen das Washingtoner Werkzeug, die „Regierung“ Diaz erhebt. Am gleichen Tage verkündet die gleiche Regierung, „alle Großmächte der Welt für eine gemeinsame Berzichts-erklärung auf den Krieg als Mittel nationaler Politik geminnen“ zu wollen. Die Regierung Coolidge wiederholt damit, was sie schon vor einem Jahre getan hat: Damals ließ sie ihre Truppen in Nikaragua einmarschieren und lud fast gleichzeitig die Seemächte zu einer Abrüstungskonferenz nach Genf ein.

Die Washingtoner Regierung treibt die Politik der doppelten Moral. Gegenüber dem mittelamerikanischen Kleinstaat führt sie sich auf wie ein Polizeipräsident, der seine Schutzpolizei mobil macht. Die gleichberechtigten Großmächte aber will sie in einem allgemeinen Friedenspakt vereinen. Die herrschende republikanische Partei bereitet die Präsidentschaftswahlen vor. Sie hat das Ohr am Boden der Bevölkerung. Die „kriegerischen Instinkte der Nation“ werden durch die — ungefährliche — Smartness gegen den mittelamerikanischen Ruhestörer, die passivistischen Massen der Union mit friedlicher Völkerrechtspolitik befriedigt.

„Die Trommel rührt zum Streite“, die Trompete bläst zum Frieden: Bahnmusik für den republikanischen Nationalkonvent, der Coolidges Nachfolger führen und der Nation präsentieren soll, eine Rahmenseite, die unsere Nationalen ebenfalls aufführen würden, wenn sie nur ein Nikaragua zum Erobern hätten.

Der Vorkriegsaktion gegen Nikaragua ist ein erfolgreiches Ende gewiß; fragt sich nur, wann und mit welchen Kosten es erreicht wird. Ob die Friedensaktion gegenüber den Mächten besser ausgehen wird als die gecheiterte Seearüstungskonferenz, steht noch dahin. Jene Frage wird einfach mit Gewalt durchgehauen; dank der Monroe-Doktrin hat Europa keinerlei Einfluß darauf. Mit dieser aber wird bald die Außenpolitik aller Großmächte zu tun haben. Ihre Bedeutung reicht von Washington bis Paris, London, Rom, nach Berlin, ja bis Moskau.

Der innerpolitische aktuelle Anlaß für den Friedensschritt der Vereinigten Staaten liegt klar. Außenpolitisch vereinigen sich hier zwei verschiedene Tendenzen. Die eine ist seit genau zwei, die andere seit einem Jahrzehnt hervorgetreten.

Frankreich versuchte am Ausgang des Weltkrieges gegen die deutsche Revanche einen Bündnisvertrag bei den Vereinigten Staaten durchzusetzen. Den Bündnisvertrag, den Clemenceau mit Wilson — ebenso wie mit Lloyd George — abschloß, ratifizierte der amerikanische Senat nicht — Amerika lehnte zur Tradition der Isolation zurück. Frankreich suchte und fand schließlich eine Art Ersatz in Locarno; an die Stelle des Bündnisses gegen den Verständigung mit Deutschland. Dennoch blieb das nervöse Sicherheitsbedürfnis Frankreichs unerfüllt. Wenn schon keinen Bündnis, dann wenigstens einen Freundschaftsvertrag mit den Vereinigten Staaten, der für alle Zeiten, wie der Vertrag von Locarno, den Krieg zwischen den beiden Vertragsmächten ausschließt. Einen solchen Vertrag schlug Briand im Juni vor. Ihn lehnt jetzt die eben veröffentlichte Note des amerikanischen Außenministers — des „Staatssekretärs“ Kellogg — vom 28. Dezember ab, mit beiseite-ironischem Hinweis auf die traditionelle Freundschaft der beiden Mächte, die glücklicherweise von dem Vorhandensein jedweder Verpflichtung unabhängig ist. Frankreich hat einen Anlehnungsversuch gemacht. Amerika zeigt ihm die kalte Schulter — indem Kellogg erklärt, er benutze die Gelegenheit, „um im Namen des amerikanischen Volkes die freundschaftlichen Gefühle, die das französische Volk durch Ezzellenz Briand in dem Vertragsentwurf gezeigt hat, aufs wärmste zu erwidern“. Der von Poincaré und Briand entworfene Vertragsentwurf verschwindet in der Registratur des Washingtoner Staatssekretariats. Aus dem Extratanz, den sich die demokratische Partei mit Wilsons Völkerverbund gefestigt hat, kehrt die republikanische Administration zu der Friedenspolitik früherer republikanischer Administrationen zurück — und entwickelt sie weiter.

Den Sonderpakt mit Frankreich lehnt Amerika also ab. Mit Frankreich im besonderen ist Amerika nur bereit, den alten von Elihu Root geschlossenen Schiedsvertrag von 1908, der eben abläuft, zu erneuern. Dem soll nur eine andere Einleitung vorgelegt werden, der „die Entschlossenheit der beiden Länder feststellt, jeden Bruch in den seit so lange Zeit bestehenden freundschaftlichen Beziehungen untereinander zu vermeiden“. Stärker will sich Amerika gegenüber Frankreich nicht binden.

Aber die Rücksicht auf die Antikriegsstimmung breiter Massen treibt die Regierung Coolidge weiter. Im vergangenen Herbst war als Folge der Genfer wochenlangen Beratungen über den ursprünglich polnischen Vorschlag, den Angriffskrieg zu verbieten, in den Vereinigten Staaten eine lebhafte Propaganda in der gleichen Richtung entstanden. Ihr gegenüber hatte Anfang und Ende (9. und

26.) November das „Weiße Haus“ noch erklärt, bei aller Sympathie für den Gedanken wäre das nicht zu machen, den Angreifer festzustellen sei zu schwierig, ja, Coolidge ging so weit, zu erklären, bei Fragen nationaler Ehre dürfe ein Staat, der sich einem Schiedsverfahren entzieht, nicht als Angreifer betrachtet werden. Die Regierung Coolidge behielt sich also damals das Recht auf Kriegsführung vor.

Geführt von Senator Borah, dem Vorsitzenden des auswärtigen Senatsausschusses, setzte dagegen die pazifistische Opposition ein. Sie hat mit ihrer Propaganda erreicht, daß Kellogg nunmehr, in der Antwortnote an Frankreich, erklärt:

„Die Regierung der Vereinigten Staaten ist bereit, mit der französischen Regierung über den Abschluß des Vertrages unter den wichtigsten Staaten der Welt zu beraten, den alle Nationen unterschreiben könnten, die den Krieg verdammen und auf ihn verzichten zugunsten der friedlichen Beilegung internationaler Konflikte. Wenn die französische Regierung sich mit der Regierung der Vereinigten Staaten und den anderen wichtigsten Mächten in einen alle bindenden Vertrag einzutreten gedenkt, werde ich mich alle Mühe machen, sofort die Dispositionen für die Vorbereitung eines Vertragsentwurfs nach den Vorschlägen Briand's zu eröffnen. Dieser Vertragsentwurf könnte dann von Frankreich und den Vereinigten Staaten den anderen Mächten der Welt unterbreitet werden.“

Der Entwurf eines solchen allgemeinen Antikriegsvertrages ist der Note beigelegt und England und Japan bereits übermittelt worden; auch die anderen Mächte — auch die von Amerika nicht anerkannte Sowjetunion? — sollen ihn erhalten. Er ist jedoch noch nicht veröffentlicht.

Das endgültige Urteil über den amerikanischen Friedenspakt-Vorschlag muß vorbehalten bleiben. Insbesondere ist fraglich, wie weit er eine bindende Verpflichtung enthält, Waffengewalt untereinander nicht anzuwenden. Hält der Inhalt, was die Anknüpfung verspricht, dann hätte die Regierung Coolidge das internationale Verdienst, einen Schritt über den Völkerbund hinaus getan zu haben — über einen Völkerbund, der den Krieg noch immer als legitimes Mittel der Politik vorsieht. Aber auch wenn statt einer gegenseitig bindenden Verpflichtung der amerikanische Vorschlag nur eine gemeinschaftliche Willenserklärung gegen den Krieg enthielte; auch dann böte sich für die abluistischen Regierungen der Welt eine Gelegenheit, diesen Rechtsfortschritt zu sabotieren: Wie wird sich insbesondere das faschistische Italien verhalten? Wird sich Moskau an einem, von einem hochkapitalistischen Staate vorgeschlagenen Friedenspakte beteiligen?

Der Vorschlag einer allgemeinen Friedenserklärung geht von der herrschenden Partei der Vereinigten Staaten aus. Sie hofft damit, ihre Wahlausichten zu verbessern. Das ist ein erfreuliches Zeichen für die Stärke des demokratisch-pazifistischen Gedankens. Aber dieser Vorschlag ist kein Vorstoß unmittelbar für die Abrüstung, die einzig in der Lage ist, den Frieden zu sichern. Und die internationale Diskussion, die sich nunmehr entwickeln wird, bringt die Gefahr mit sich, daß das entscheidend wichtige Abrüstungsproblem in dem Rebell völkerrechtlicher Auseinandersetzungen verschwindet. Das Ungenügende und Borkläufige des amerikanischen Vorschlages hervorzuheben, ist daher die nächste demokratisch-sozialistische Aufgabe.

Deutschnationale Locarnoparole: Schloß gegen Frankreich!

Eine deutschnationale Firma in Altona erhebt vor Weihnachten das folgende Schreiben, eine Folge des deutsch-französischen Handelsvertrages:

„Zu Weihnachten und Neujahr wünschen Ihnen Paul Reitz u. Cie., G. m. b. H., Stammhaus Lutzerath (Bourgoigne), Recht an Rhein, sehr frohe Festtage und empfehlen zur Hebung der Feststimmung den Bezug Ihrer ausgezeichneten französischen Weine.“

Der deutschnationale Leutenzorn ermahnt und gebot die folgende Antwort:

„Wir empfangen Ihre Wünsche zu Weihnachten und Neujahr sowie Ihre Empfehlung, zur Hebung der Feststimmung Ihre französischen Weine zu kaufen. Zur Hebung der Feststimmung würde es am besten beitragen, wenn Boncompagni, der zusammen mit Gersonow und Nowolocki am meisten am Kriege schuld ist, auf seine unendlichen Forderungen an Deutschland verzichtete. Zur Hebung der Feststimmung überlassen wir Ihnen beifolgend unter Weihnachtsgrüßen, Ihre tausend teureren französischen Erzeugnisse.“

Die deutschnationalen „Hamburger Nachrichten“ finden diese Antwort, die auf alle Fälle eine Fingerei ist, und das Zirkular „Deutsche, kauft nur bei deutschen Firmen“ ausgezeichnet.

Goethe meinte bekanntlich: „Ein guter deutscher Mann mag keinen Franzmann leiden, doch seine Weine trinkt er gern.“ Die Deutschnationalen halten es umgekehrt. Sie wachen mit dem Franzmann Verbindungslosigkeit, oder seine Weine wollen sie nicht trinken.

1923

Die endlose Serie der KPD-Prozesse.

Leipzig, 4. Januar. (Eigenbericht.)

Der Gütermörder und frühere kommunistische Landtagsabgeordnete Willi Bollmann aus Altdorf in Mecklenburg hatte sich in zweifacher Verhandlung vor dem 4. Strafsenat des Reichsgerichts wegen Vorbereitung zum Hochverrat, Sprengstoffverbrechen und unbedingtes Waffenbesitzes zu verantworten. Bollmann war beschuldigt, im Jahre 1922/23 in Altdorf und anderen Orten zum Sturz der Republik aufgefordert sowie sich an Sprengstoffverbrechen beteiligt zu haben. Bollmann bestreitet das; er will das Opfer seiner früheren Parteifreunde geworden sein. Im Jahre 1924 sei er Bezirksleiter der kommunistischen Partei in Altdorf und vom März bis Juni 1924 sei er Mitglied des mecklenburgischen Landtags gewesen. Da er die unfinnige Politik der KPD nicht mitgemacht habe, habe man ihn vor ein Parteigericht stellen wollen. Er sei dann von Mecklenburg nach Hannover verjagt und wäre agitatorisch erst für die Weisfische, später für die Deutsch-Hannoversche Partei bis zum Jahre 1927 tätig gewesen. Bollmann ist in den letzten Jahren wiederholt verurteilt, zuletzt mit 4 Jahren 6 Monaten Zuchthaus wegen Weineid und anderen Straftaten. Die geliebten Frauen, alles ehemalige Anhänger Bollmanns, belasteten den Angeklagten aufs schärfste. Er habe von den Weisfischen gewußt, und sei militärischer Leiter der kommunistischen Partei in Mecklenburg gewesen.

Der Herzog a. D. entmündigt?

Aus dem Sorgenkästlein entthronter Herrlichkeit.

Als die Revolution von 1918 mit dem zwanzigjährigen Fürstenputz in Deutschland ein Ende zu machen begann, war das kleine Land Anhalt ohne einen aktionsfähigen „Herzog“. Der sogenannte Erbprinz, heute 26 Jahre alt, zählte damals noch so wenige Lenze, daß sein Onkel Aribert für ihn Regent spielen mußte. Nun ist der junge Herr zwar ins mannbare Alter hineingewachsen, aber „Herzog“ wie seine Vorfahren ist er nie geworden. Auf dem Umwege über seinen Regenten-Onkel hat er auf Thron und Herrscher-„Recht“ verzichtet — müßte.

Jetzt aber wird der junge Herr plötzlich in den Mittelpunkt öffentlicher Erörterungen gestellt. Er hat nämlich vor einiger Zeit ganz verständlich mit der Ehenbürglichkeitsurkunde der alten Zopfzeit gebrochen und eine junge Schauspielerin zu seinem rechtmäßig angestrebten Eheweib gemacht. Darob allgemeines Wackeln der Säule in sehr vielen Häusern, die früher mit den herzoglichen Häusern verwandt und verschwägert waren. Besonders die Geschwister des jungen Joachim Ernst sind irritiert, indigniert und aufs peinlichste berührt ob solcher Frevelst.

Kommt dazu noch ein übriges: Joachim Ernst hat einige Geldsorgen. Da er sie nicht anders bewältigen kann, will er einen Teil der Kunstschätze zu Geld machen, die von seinen Vorfahren gesammelt worden sind. Nun kommt die somnolente Entrüstung zu vollem Ausbruch, nicht so sehr wegen der Kunstschätze — obschon diese den Vorwand geben —, sondern wegen der Gefahr, daß die ausreichende Versorgung der Geschwister und des Regenten-Onkels nicht mehr gesichert sei. Denn das Fürstenrecht der Vergangenheit bestand darin, daß der „Chef der Familie“ die ganze Verwandtschaft mit „Anpannen“ ausstatten mußte.

Die Verwandten haben jetzt bei den bürgerlichen Gerichten den Antrag gestellt, den „Chef ihrer Familie“, eben den verheirateten Herzog Joachim Ernst, zu entmündigen, d. h. ihn in bestimmtem Grade für geistig unzurechnungsfähig zu erklären! Ueber diesen neuesten Fürstenstand wies eine Berliner Korrespondenz folgende Einzelheiten mitzuteilen:

Nach der Auseinandersetzung mit dem Anhaltinischen Staat verließen dem Prinzen einige Güter sowie drei Schlösser im Freistaat Anhalt, aus deren Einkünften er seine Verpflichtungen abzudecken hatte. Das Vermögen der Familie war an sich nicht sehr groß, da der verstorbene letzte Herzog Leopold Friedrich II. sehr große Mittel aus seinem Privatvermögen für die Unterhaltung des Theaters, das bekanntlich vor einigen Jahren niedergebrommt ist, aufgewendet hatte.

Sein ältester Sohn Joachim Ernst befand sich häufig in erheblichen Geldverlegenheiten, so daß er nicht nur die ihm gebüh-

ender hypothetisch stark belastet hat, sondern kurz vor seiner Heirat zu dem Mittel greifen mußte, die nicht unerheblichen, ihm vererbten Kunstschätze teilweise zu veräußern, um seine Vermögensverhältnisse aufzubessern. Wiederholt hatten seinen Geschwister beantragt, die ihnen angewiesene Anpanne zu erhöhen, doch vermochte der Herzog unter Hinweis darauf, daß er selbst nicht in glänzenden Verhältnissen lebe, nichts für seine Schwester Frau v. Doen, die früher auf kurze Zeit Gattin des Hohenzollern Joachim war, und seinen Bruder Eugen zu tun. Zu einem offenen Zerwürfnis kam es dann, als der Herzog die Absicht äußerte, seine jetzige Gattin, die Schauspielerin war, zu heiraten. Die Mitglieder der Familie des Herzogs drängten schon damals auf eine Auseinandersetzung und verlangten namentlich, daß für den Tod des Herrn Joachim Ernst die Erbschaftsfrage genau geregelt werden sollte, da sie der Ansicht waren, daß sie bei den geltenden Gesetzen zu kurz kommen würden, falls sie sich mit den zu erwartenden Kindern ihres Ältesten Bruders auseinandersetzen müßten. Aus diesem Grunde machte auch namentlich Eugen ebenso wie der Onkel Aribert Anspruch auf einen Teil der Kunstschätze und verlangte, daß ein Teil der wertvollen Sammlungen nach München übergeführt würde, wo Eugen während des größten Teils des Jahres lebt.

Joachim Ernst hat diese Forderungen anfänglich zurückgewiesen, mußte sich jedoch später dazu verstehen, einen Teil der Sammlungen, die er veräußern wollte und die bereits Kunsthändlern zum Verkauf übergeben waren, wieder zurückzugeben, da Eugen seine Ansprüche auf dem Klagewege zu verfechten drohte. Diese Familienstreitigkeiten sind auch zum Teil geschürt worden von den Mitgliefern der ehemaligen Dessauer Hofkapelle, die nach der Heirat des jungen Herzogs sich in zwei Lager gespalten haben.

So haben sich nun die Richter der Republik mit dem Fall zu beschäftigen. Sie sollen untersuchen, prüfen und schließlich „Am Rande des Postes“ für Recht erkennen, ob der beinahe Herzog gewordene Joachim Ernst von Anstalten so sinnverwirrt ist, daß er entmündigt werden muß und nicht mehr selbst über seine Angelegenheiten Entscheidungen treffen kann.

Es wäre sicher schade um den Kunstbesitz, wenn er für schändes Geld ins Ausland gehen würde. Aber das ist doch nur eine Kleinigkeit gegenüber dem Schreden, der alle Monarchistenherzen durchzittert: Was hätte das werden sollen, wenn ein so sinnverwirrter Herzog als „Souverän“ auf dem Thronchen gesessen hätte? Dann hätte ihn doch das Volk als den Inbegriff aller Sitten, aller Frömmigkeit und aller Weisheit verehren müssen. Und nun erklären ihn seine eigenen Verwandten für reif zum Entmündigen?

„Deutschland erwache!“

Schwarzweißrote Kultur-Erneuerer.

Der schwarzweißrote Reaktion ist die Volksschönenbewegung seit jeher ein Dorn im Auge. Man muß ihre Organisation und ihre Leistungen anerkennen und kann sie nicht übergehen, weil sie ein Kulturfaktor ist, obwohl man sie innerlich zum Teufel wünscht. An Versuchen, eine schwarzweißrote Gegenbewegung ins Leben zu rufen, hat es nicht gefehlt. Sie sind bisher an der Unfähigkeit und Zerissenheit im „nationalen“ Lager gescheitert.

Küchenschüssel bemüht sich eine Clique adeliger Drahtzieher, ein neues Unternehmen auf die Beine zu bringen. Schon vor einiger Zeit wurde von einem Kollegium sieben „nationaler“ Männer eine „Deutsche Landesbühne“ gegründet, die außer dem pompösen Namen allerdings wenig mit der Bühne zu tun hatte. Man wettete zwar in Propagandabroschüren, die sich wohl nicht aus Zufall vor allem an die vermögenden Schichten des Großgrundbesitzes, des Landadels und des Offizierskorps wandten, kräftig gegen den undeutschen Geist der anderen, bei ihnen selbst aber hatte der deutsche Geist Formen angenommen, die einen Hund erbarmen konnten. Den einzigen Zweck der „Deutschen Landesbühne“ sahen sie in der Aufführung eines mehr Schauer- als Schauspiels, „Deutschland erwache!“ benannt, für das verantwortlich zu zeichnen ein gewisser Richard Jenner für eine Ehre zu halten scheint. Aber überlassen wir die Kritik den Herren von der „Deutschen Landesbühne“. Da heißt es in einem gedruckten Prospekt:

„Deutschland erwache!“

„Dies rein deutsche Werk mit seinen sinnreich aufgebauten Bildern und eingeleiteten Melodien ist aus der Gegenwart geschöpft, und trotzdem spiegelt sich in diesem die Vergangenheit so klar hervor. Vor allem aber zeigt eine klangvolle Fülle den Zukunftsweg; den Weg, den das Vaterland so dringend benötigt; den Weg der Einheit, Kraft und Selbstbewußtsein!“

Das Bericht verurteilte B. wegen Vergehen nach § 7 Abs. 4 und 5 des Republikstrafgesetzes, Sprengstoffverbrechen und Vorbereitung zum Hochverrat zu 1 Jahr Zuchthaus und 150 M. Geldstrafe.

Kampf den Advokaten!

Krylenko will die Justiz „reformieren“.

In der kommunistischen Akademie hat vor wenigen Tagen der Oberstaatsanwalt der Sowjetrepublik, Krylenko, sich für die Erweiterung der Kompetenz der Volksrichter und für die Liquidierung der Schöffengerichte ausgesprochen. Gleichzeitig zog er gegen die jetzt in Rußland übliche Verteidigung in den Prozessen los. „Das Verteidigerkollegium“, sagte er, „insbesondere bei dem letzten Personalstande, muß aufgehört zu existieren.“ — Es ist eine Tatsache, daß die Elite der bürgerlichen Advokatur heute zum Kollegium gehört. ... Und diese Verteidiger sparen keine Mittel, wenn es gilt, den Freispruch oder die Milderung des Schicksals der Angeklagten durchzusetzen.“

Mit dieser Komplanlage an die Advokaten beginnt anscheinend eine neue Feldzugszeit für die Verteidiger und Angeklagten. Bekanntlich wurden die Verteidigerkollegien im Jahre 1919 von der Sowjetregierung aufgelöst. Die sogenannten „Rechtsvertreter“ — die an ihre Stelle traten — wurden bezahlte Beamte des Staates. Der größte Teil der früheren Rechtsanwälte müßte jedoch diesen Schwandel nicht mit. Dann legte aber die Einsicht, und die Ver-

Dies Deutsch, kein Engel ist so rein! Aber das sind die Woffen, mit denen das famose Kollegium nationaler Namen sein Jahrhundert in die Schranken zu fordern gedachte:

Die „Deutsche Landesbühne“ hat es sich zur Pflicht gemacht, den nationalen Geist in breiterer Schicht zu beleben und neu zu festigen.

Im sogenannten „Kulturjahre“, in der Zeit des Niederganges, wo gewissenlose Theaterunternehmer nur Sensationswerte über die Bretter jagen, ist der Verfall unseres Volksgedankens, Nationalstolzes eine bestehende Tatsache!

Durch solche strupellose Geschäftstätigkeit wird das ohnehin schon weit genug verführte Volk vollends dem internationalen Sumpfe zugeworfen, in dem es erstickt muß.

Unerliche Gewinnsucht veranlaßt diese Unternehmer unter Ausschaltung jeglichen Kunstverständnisses zu solch schamlosen Darbietungen.“

In einem berattigen Stil, gegen den das Deutsch eines holländischen Tulpenzüchters vorbildlich ist, geht es weiter.

Nun, Deutschland ist von den Kolonialmächten der „Deutschen Landesbühne“ nicht erreicht, obwohl es zu Premierieren in Weltstädten wie Breslau gekommen ist, und das Kollegium der sieben Nationalen ist sehr bald an seiner Einigkeit auseinandergeplatzt. Ein Teil des Kollegiums — es sind Adelsnamen von Kling darunter —, weniger um die Ideen als die anderen Erträge besorgt, tauchte darauf den Boden um und nun gehen die neuen Gesellschaften bei prominenten Geldgebern und anderen schwarzweißroten Wertbeständen mit ihrer „Deutschen Bühne“, houpieren, um weitere Gelder locker zu machen. Von dem erwachenden Deutschland und ähnlichen Intentionen auf die Bühne hört man zwar vorläufig nichts mehr, aber das Geschäft soll auch so blühen.

Und das ganze nennt sich schwarzweißrote Theaterkultur!

teidiger erhielten eine gewisse Ebenbürtigkeit, wenn auch in den Bureaus der Verteidigerkollegien die Kommunisten eine vorherrschende Rolle spielten. Jetzt scheint man in dieser Frage zum Kriegskommunismus zurückzukehren.

Rogan Bernstein gestorben.

Vor einigen Tagen starb in Moskau an einer Lungenentzündung das ehemalige bedeutende Mitglied der Partei „Volkserleichter“, deren Wert unter anderem auch die Ermordung des Zaren Alexander II. war, Frau Rogan Bernstein. Ihr Mann wurde als Führer der Protestdemonstration der politischen Verbannten in Sankt Petersburg verurteilt und später gehängt, ihr Sohn, ein angesehenes Mitglied der Partei der Sozialrevolutionäre, im Jahre 1918 von den Bolschewisten erschossen. Die „Pravda“ äußert sich in dem Nekrolog über den Tod ihres Sohnes sehr verächtlich. „Das Schicksal“, heißt es da, „hat der Rogan Bernstein einen grausamen Schlag verleiht. Ihr so geliebter junger Sohn, ihr Kamerad und Freund, kam im Jahre 1918 um.“ Daß dies durch die Hand der Bolschewiki geschehen ist, verschweigt sie.

Die jüngsten Zwischenfälle in Zwettbrücken hat die französische Regierung sofort untersuchen lassen. Auf Grund des Ergebnisses hat der französische Außenminister der Reichsregierung sein Bedauern zum Ausdruck bringen lassen und gleichzeitig mitgeteilt, daß die beschuldigten Offiziere streng bestraft werden.

Wilhelms Flucht.

Was wollte der holländische General?

Wir veröffentlichen kürzlich Ausführungen der „Frankfurter Zeitung“ über die vermittelnde Rolle eines holländischen Generals kurz vor der Flucht Wilhelms nach Spa. Dazu erhält das „Berliner Tageblatt“ folgende Zuschrift:

In Ihrer Abendausgabe vom 2. Januar schreiben Sie über den „geheimnisvollen“ Besuch eines holländischen Generals im Großen Hauptquartier, der bisher unbekannt gewesen sein soll.

Im November 1918 gehörte ich zum Stabe des Gouvernements Antwerpen. Wir erhielten in den ersten Tagen des November — das genaue Datum ist mir noch so langer Zeit nicht mehr entfallen — den Besuch eines holländischen Generals, von dem ich nur noch weiß, daß er früher Gouverneur von Hollandisch-Indien war. Er befand sich auf einer Reise ins Große Hauptquartier. Das war uns und wahrscheinlich ebenso anderen Stellen durchaus bekannt. Ueber seine Mission schwieg er natürlich. Da sämtliche höheren Dienststellen schon täglich mit Ausdruck einer Resolution rechneten, war nicht anzunehmen, daß es sich lediglich um eine Besichtigungsreise handelte, und die Vermutung war damals schon gewiß, daß er als Quartiermeister des Kaisers unterwegs war. Seine Anwesenheit im Großen Hauptquartier in jener kritischen Zeit — Vorbereitungen für die Resolution wurden schon getroffen — kann für maßgebende Stellen umso mehr ein Geheimnis gewesen sein, und seine Mission, auch wenn er sich nicht darüber ausgesprochen haben sollte, war leicht zu vermuten.

Eine Besichtigung in der Nacht vom 8. zum 9. war nicht ernst zu nehmen, da sich in dieser Nacht schon Telephonate jagten, die Befehlsmäßigkeiten für die ausbrechende Revolution gaben, unter anderem auch das Verbot des Waffengebrauchs. In dieser Zeit konnte der schweigende Besucher nur eine Mission haben, das mußte jedem klar sein, der im Großen Hauptquartier saß. A. Gorko.

Durch die Zuschrift werden die Angaben der „Frankfurter Zeitung“ bestätigt: Wilhelms Flucht war eine sorgfältig vorbereitete Aktion; sie war vom „Heidenkaiser“ gewollt.

Freiwillige Versicherung.

Entscheidungen zur Invaliden- und Angestelltenversicherung.

Am 27. Dezember veröffentlichten Darstellung über die Bedeutung der Anwartschaft und Wartezeit in der Invaliden- und Angestelltenversicherung machten wir bereits darauf aufmerksam, daß zur Beschaffung der freiwilligen Versicherung in der Invalidenversicherung die erforderlichen Beiträge mindestens in der Beitragsklasse 2 zu entrichten sind. Bei einem höheren Einkommen sind selbstverständlich entsprechend höhere Beiträge zu leisten. Das Reichversicherungsamt hat jetzt entschieden, daß der Versicherungsnehmer, der freiwillige Beiträge in einer zu niedrigeren Lohnklasse entrichtet hat, entweder die Beiträge zurückverlangen oder bestimmen kann, daß ihr Wert zur Verrechnung anderer Beitragsmarken zu niedriger Lohnklassen verwendet wird. Voraussetzung ist, daß der Anspruch nicht verjährt ist. Die freiwillige Versicherung ist nicht an die einjährige Frist der Reichversicherungsordnung gebunden.

So wichtig diese Entscheidung ist, es muß darauf geachtet werden, daß die richtigen Beitragsmarken gestellt werden.

Das Angestelltenversicherungsgesetz gibt einer Versicherten, die nach Ablauf der Wartezeit für das Ruhegeld heiratet und binnen drei Jahren nach der Verheiratung aus der versicherungspflichtigen Beschäftigung ausscheidet, einen Anspruch auf Erstattung der Hälfte der für die Zeit vom 1. Januar 1924 bis zu dem Ausscheiden geleisteten Beiträge. Der Anspruch auf Erstattung verjährt, wenn er nicht binnen drei Jahren nach der Verheiratung geltend gemacht wird.

Nach einer vom Reichversicherungsamt getroffenen Entscheidung besteht der Erstattungsanspruch nur dann, wenn die Wartezeit vor der Verheiratung erfüllt war und das Ausscheiden aus der versicherungspflichtigen Beschäftigung binnen drei Jahren nach der Verheiratung erfolgt. Ein Erstattungsanspruch besteht also nicht, wenn die Wartezeit erst nach der Verheiratung erfüllt wird.

Vorher man einen Anspruch auf Erstattung auch in den zu lässigen Fällen stellt, empfehlen wir eine gründliche Prüfung, weil in der Regel die Fortsetzung der freiwilligen Versicherung richtiger ist.

Neue Männer in der Preußentasse.

Preussische und Reichsregierung von den Erklärungen der Preußentasse nicht befriedigt.

Die Kreditpolitik der preussischen Zentralgenossenschaftskasse hat bekanntlich unter Benützung großagrarischer Kreise die landwirtschaftlichen Kreditverhältnisse in eine schwierige Lage gebracht. Die von der Leitung der Preußentasse dazu abgegebenen Erklärungen haben die schweren, gegen sie erhobenen Vorwürfe nicht widerlegen können. Dieser Auffassung scheinen auch die preussische und die Reichsregierung zu sein. Wie die „Konjunktur-Korrespondenz“ meldet, sollen in der nächsten Zeit einschneidende Personalveränderungen bei der Preußentasse erfolgen. Das preussische Staatsministerium soll voraussichtlich in der nächsten Woche die entsprechenden Beschlüsse fassen.

Für den nationalen deutschen Einzelstaat! So lautet das Thema der Kundgebung der Ortsgruppe Berlin des Deutschen Republikanischen Reichsbundes am Mittwoch, dem 18. Januar, 20 Uhr, im Plenarsaal des früheren Herrenhauses. Die Kundgebung wird eingeleitet mit einer Ansprache des Ministerialdirektors A. D. Dr. Specker und umrahmt von Gesangsvorträgen der „Inpropheta“. Als Hauptredner sind gewonnen der Präsident des Oberverwaltungsgerichts, Staatsminister A. D. Graf Dr. Drews, und der Direktor der Hochschule für Politik, Ministerialrat Dr. Hans Simon. Karten durch die Geschäftsstelle: Potsdamer Straße 136/137, Telefon: 4490 9572-9573.

Vollsbühne.

„Mann ist Mann“ von Bert Brecht.

Eine Wendende Biermütze, gemischt mit einer tiefsumigen Luststimmung auf die verfluchte Kriegsspielerei. Demnach ist ein Schlemmer und wird ein Held und merkt es nicht einmal. Brecht pumpt bei Cham, Kipling, Zille usw. und ist trotzdem ein Originalgenie und merkt es nicht einmal. Der Regisseur Erich Engel jagt den Sinn des Stückes spärlich heraus und mudelt den Unfuss, daß er mardsmäßig in die Breite läuft. Und merkt es nicht einmal, daß er Brecht in falsches Licht stellt. Dafür hat Heinrich George Dichterlinden und Regieüberwörter fertigt und aus der Mütze eine Wolke Menschlichkeit herausgequastelt. Der Dichter, der Regisseur und die Schauspieler wurden als ebendürftige Träger des Erfolges hervorgehoben.

Ungarische Waffenschlebung.



Merksens: Sind sich gar keine Waffen, sondernn Maschinenteile. Zweitens: Sind sich Waffen nicht für Ungarn, sondern für Tschechen. Drittens: Wäre ich schon dumm, Waffen meinige wieder herrzugeben!

Brot und Arbeit in Deutschland.

Zahlen, die jedermann angehen.

Die lebendige Kraft eines jeden Landes ist seine Bevölkerung. Aus ihrer Zunahme erwachsen die wichtigsten wirtschaftlichen und sozialen Triebkräfte, die ständig neue Bedingungen für den Kampf ums Dasein schaffen. Auf Grund der Berufs- und Betriebszählung vom 16. Juni 1925 hat Wladimir Wopitinski in der Zeitschrift „Die Gesellschaft“, deren wirtschaftskritische Publikationen größte Beachtung verdienen, wertvolle Untersuchungen über die Entwicklung der deutschen Wirtschaft und die Bevölkerungsentwicklung angestellt. Wenn auch seit dem Stichtag der Zählung die deutsche Volkswirtschaft zwei fährliche Jahre durchgemacht hat und fast sämtliche Schichten der Bevölkerung durch eine bisher ungeachtete Arbeitslosigkeit und eine darauf folgende Hochkonjunktur durcheinander geschüttelt wurden, hat das Ergebnis dieser Zählung von 1925 doch nichts von seiner ursprünglichen Bedeutung verloren.

Die sprunghafte Zunahme der Bevölkerung Deutschlands von 40,1 auf 67,8 Millionen in den vier Friedensjahrzehnten wurde durch den Weltkrieg 188 unterbrochen. Abgesehen von 6,5 Millionen Menschen, die Deutschland durch die Abtretung der Grenzgebiete verloren gingen, forderte der Weltkrieg über anderthalb Millionen Opfer. Dessen Ausfall durchweg erwerbstätiger Männer, an deren Stelle nach dem Krieg übrigens nicht die Frau trat, steht aber ein Geburtenausfall von rund 3,8 Millionen während des Krieges und ein Geburtenrückgang von etwa 20 Millionen in der Nachkriegszeit gegenüber. Der Verlust an Menschen nach wuchs durch die Folgen des Krieges auf dem weiten Reichsgebiet ist mit etwa 3,8 Millionen fast viermal so groß als der Verlust der im Kriege gefallenen Männer. Damit hat sich das Verhältnis der erwerbstätigen Bevölkerung in Deutschland zu den Nichterwerbstätigen grundlegend verschoben, was sich wirtschaftlich schon ausprägt. Die folgende Tabelle gibt einen Überblick über die Entwicklung der Bevölkerung auf dem heutigen Reichsgebiet.

Seit 1907 ist die Gesamtbevölkerung von 55,0 auf 62,4 Millionen, also um knapp 13,5 Proz. gestiegen, die Zahl der Erwerbstätigen dagegen erhöhte sich von 25,2 auf 32,0 Millionen, also um mehr als 27 Proz. Dieses aufsehenerregende Ergebnis hat zu lebhaften Diskussionen geführt und wurde von der Öffentlichkeit als ein Beweis angesehen, wie sehr sich der Kampf um das Dasein in Deutschland verschärft habe. Wopitinski teilt diese Ansicht nicht, sondern führt die Entwicklung auf die unerbittlich höheren Verluste an Menschen nachwuchs gegenüber dem Ausfall an Erwerbstätigen während des Krieges zurück. Da die Erwerbstätigen im Alter von 15 bis 65 Jahren die Gesamtbevölkerung ernähren müssen, hat sich somit, rein wirtschaftlich gesehen, das Verhältnis der Erwerbstätigen zu den Nichterwerbstätigen im Jahre 1925 bedeutend günstiger gestaltet als im Jahre 1907. Hatten zu dieser Zeit 100 Erwerbstätige noch 119 andere nichterwerbstätige Personen zu versorgen, so stellen ihnen 1925 nur noch 93 Nichterwerbstätige zur Last.

Für die Entwicklung der deutschen Wirtschaft von 1907 bis 1925 ist von ausschlaggebender Bedeutung, in welche Produktionsstände die Arbeitskraft dieser neu hinzugekommenen 7 Millionen Erwerbstätiger geflossen ist. Nach der Berechnung des Statistischen Reichsamts ergaben sich auf dem jetzigen Reichsgebiet folgende Bevölkerungsverhältnisse:

Wirtschafts-abteilungen	1907		1909		1925	
	Erwerbstätige	Nicht-erwerbstätige	Erwerbstätige	Nicht-erwerbstätige	Erwerbstätige	Nicht-erwerbstätige
Absolute Zahlen (in Tausenden)						
Land und Forstwirtschaft	7184	15939	7182	15442	8536	14918
Industrie u. Handwerk	5702	12047	7458	17848	10061	23175
Handel und Verkehr	1444	3577	2182	5207	3266	7409
Verwaltung, Gesundheitswesen, freie Berufe, häusliche Dienste	958	1969	1827	2827	1651	3122
Zusammen	16885	37983	19769	43104	25155	50551
Ohne Beruf und Berufsangabe	1224	1851	1937	2820	3078	4440
Gesamtbevölkerung	18410	39834	21693	45925	28233	54992

Geradezu in die Augen springend ist der ununterbrochene Rückgang der landwirtschaftlichen Bevölkerung seit 1882, bis sich von 40 Proz. der Gesamtbevölkerung bis auf 23 Proz. im Jahre 1925 verringerte. Wie sieht aber die beschäftigte

Landwirtschaft in Wirklichkeit aus? Lassen wir die Zahlen der landwirtschaftlichen Erwerbstätigen sprechen, so ergibt sich ein ganz anderes Bild als bei der Entwicklung der ländlichen Gesamtbevölkerung:

Jahr	Zahl	in Prozent der Gesamtbevölkerung
1882	7 133 629	42,2
1895	7 182 301	36,3
1907	8 536 219	34,0
1925	9 762 426	30,5

Hieraus hat das flache Land seit 1907 nicht nur keinen Verlust an Erwerbstätigen aufzuweisen, sondern von den sieben Millionen neuer Arbeitskräfte auch noch 1,2 Millionen aufgenommen. Daß das Verhältnis zur städtischen Bevölkerung sich immer mehr zugunsten des flachen Landes entwickelt hat, ist darauf zurückzuführen, daß ein Teil des ländlichen Bevölkerungszuwachses gezwungen war, in der Stadt einen neuen Broterwerb zu suchen. Für die wirtschaftliche Beurteilung bleibt aber entscheidend, daß die absolute Zahl der ländlichen Erwerbstätigen weiter gewachsen ist, von einer allgemeinen Landflucht also nicht die Rede sein kann. Im übrigen geben diese Feststellungen bei der ländlichen Bevölkerung Wopitinski's Behauptung recht, daß die Zunahme der Erwerbstätigen im Verhältnis zur gesamten Bevölkerung in Deutschland nicht auf den verschärften Kampf ums Dasein, sondern auf die vierfachen Geburtenverluste gegenüber dem Ausfall erwachsener zurückzuführen sei. Daß bei der ländlichen Bevölkerung der Geburtenausfall besonders scharf zum Ausdruck kommen mußte, ist ohne weiteres ersichtlich.

Die in der Industrie und dem Handwerk beschäftigten Personen sind in denselben Zeitabschnitt von 10,0 auf 13,2 Millionen, also um 31,6 Proz. gestiegen. So groß dieser Zuwachs auch im ersten Augenblick erscheinen mag, zeigt sich bei einer Zunahme der gesamten Erwerbstätigen um 27,2 Proz. doch, daß die „industrielle Saugpumpe“ bevölkerungspolitisch nicht so gefährlich ist, wie dies des öfteren betont wird. Der Anteil der industriellen Bevölkerung an der Gesamtbevölkerung ist von 1907 bis 1925 nur von 40 auf 41,5 Proz. gestiegen und läßt einen von der technischen Entwicklung bedingten, normalen Industriestützungsprozess ohne ungelobte Auswüchse erkennen. Von großer Bedeutung aber ist innerhalb der Industrie die Verschiebung der Arbeitskraft von der Verbrauchsgütererzeugung zur Herstellung von Produktionsmitteln, die sich bereits vor dem Kriege abzeichnete.

Die Menge der menschlichen Arbeitskraft, die diesen Industriegruppen zur Verfügung stand, erhöhte sich in diesen 18 Jahren von 7,3 auf 8,3 Millionen Stunden täglich. Dieser Zuwachs von 13,7 Proz. hätte nicht genügt, um den Bedarf der angewachsenen Bevölkerung bei dem Wiederaufbau nach dem Kriege zu decken. Die Verschiebung der Arbeitskraft in der Industrie hat diese Aufgabe aber lösen können, Waren in den Verbrauchsgüterindustrien

1907	4,86 Mill. Personen (= 46,2 Mill. Arbeitsst.)
1925	5,68 " (= 44,5 ")

beschäftigt, so waren es bei den Produktionsmittelindustrien

1907	1,05 Mill. Personen (= 18,5 Mill. Arbeitsst.)
1925	3,32 " (= 28,3 ")

Also fast der gesamte Zuwachs von 16 Millionen Arbeitsstunden wurde von den Produktionsmittelindustrien aufgenommen, wodurch es den Industriegruppen für Verbrauchsgüter möglich wurde, mit absolut verringertem Aufwand an menschlicher Kraft, ihre wirtschaftlichen Aufgaben durchzuführen.

In jeder Hinsicht ungelesen war die Entwicklung im Handel und Bankwesen, die sich jedoch aus der Inflationspsychose heraus leicht erklären läßt. So lag die Zahl der Großhandelsbetriebe von 1907 bis 1925 um 46 Proz., der Straßenhandel (!) um 144 Proz. und die Bankunternehmen um 300 Proz. (!). Hier hat jedoch die Wirtschaftskrise, die sich zur Zeit der Zählung im Juni 1925 noch nicht abzeichnete, eine Generalreinigung vorgenommen, so daß diese Ziffern heute schon eine bedeutende Veränderung zum Besseren aufweisen würden.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die deutsche Wirtschaft seit 1882 eine gleichlaufende Entwicklung aufweist, deren Richtung nicht einmal durch den Weltkrieg verschoben werden konnte. Die durch den fährlichen Stützpunkt der Technik bedingten Verschiebungen der Bevölkerungsanteile und die entsprechende Veränderungen der sozialen Struktur lassen, von Ausnahmen abgesehen, eine noch verhältnismäßig gesunde Zusammenfassung der deutschen Bevölkerung erkennen.



Die Porzellan-Historie



Das Warenhaus bietet während des Inventurausverkaufs in Kuschelporzellan Tasse und Untertasse für wenige Pfennige feil; in etwas besserer Qualität kam man daselbe Geschirr für etwa eine halbe Mark erstehen. In einem kleinen, eleganten Schaufenster im vornehmsten Stadtviertel oder schmiegt sich in die Samtdécoration eine durchscheinende, mit zarter Malerei und unaufdringlicher Vergoldung geschmückte Kaffee- oder Teetasse, die etwa das fünfzigfache einer guten Gebrauchstasse kostet. Dieser bei kaum einem anderen Material auftretende Preisunterschied für denselben Gebrauchsgegenstand charakterisiert die Verschiedenheit des Porzellans. Unsummen wurden von den Fürsten und Vornehmen für diesen zerbrechlichen Stoff ausgegeben, und E. W. von Tschirnhausen, der Vorläufer und Berater Böttgers, des Erfinders des europäischen Porzellans, nannte das chinesische Porzellan:

Porzellanene Schröpföpfe.

Freilich war die Porzellanleidenschaft Augusts des Starcken nicht das einzige Mittel, durch das er seinem Verdras das Blut auslauge. Für Günstlinge, Maitresses und deren Kinder, für eine verschwenderische, prunkvolle Hofhaltung warf dieser „Landesvater“ Unsummen fort, während seine Untertanen in Hungersnot und bitterstem Elend darbt. Aber der unsmünnige Eifer, mit dem der König Porzellan sammelte — das seine Nachfolger dann zum großen Teil in Kellerräumen verbannten —, trug noch wesentlich dazu bei, das Land in schwarze wirtschaftliche Not zu stürzen. Und nicht nur gegen Gold, sondern auch gegen das Leben seiner Untertanen tauchte August der Starke Porzellan ein. Verächtlich sind die 48 „Dragonerwägen“, die August vom preussischen Soldatenkönig gegen ein Regiment Dragoner erhandelte. Der Goldschwierigkeit, die infolge seiner zügellosen Brausucht den sächsischen König fortgesetzt bedrängten, suchte er Herr zu werden, indem er „Goldmacher“ an seinen Hof zog, die die Universalmedizin, das Atonum, finden sollten, das unedles Metall in Gold zu verwandeln vermochte.

Schicksal eines Erfinders.

Ein solcher „Goldmacher“ sollte auch der aus Schleiz gebürtige Böttger sein, dessen sich daher der preussische König bemächtigen wollte. Böttger sich nach Sachsen. August der Starke ließ sich die Beute nicht entgehen; Böttger wurde nun sein Gefangener. Um ihn zur Arbeit zu ermuntern, bot man ihm möglichst angenehme Lebensbedingungen. Die Freiheit erlangte er aber erst nach etwa sieben Jahren zurück. Doch da war der 32jährige ein oedroener Mann der sich, wie Keuter in seiner „Festungszeit“, dem Trunke ergeben hatte. Nach kaum fünf Jahren, am 3 März 1719, starb Böttger. Gold hat er nie herzustellen gemocht. Doch Europa verdankt ihm die Erfindung des Porzellans. In seiner Gefangenschaft erlitt er im Jahre 1709 dem König, daß er weder die verlangten 60 Millionen Taler, noch die Universalmedizin schaffen könne. Dieses Geständnis hätte ihm vermutlich den Kopf gekostet, wenn Böttger nicht dem König an Stelle des Goldes eine Erfindung von Goldwert hätte bieten können: das Porzellan. Seinem ersten, dem sogenannten „Roten Porzellan“ fehlte noch der charakteristischste Be-

standheit des chinesischen Erzeugnisses, das Krosin, die weiße Porzellanerde. Doch bald gelang ihm auch die Herstellung echten Porzellans. Eine Fabrik wurde gegründet, und das „Meißener Porzellan“ konnte in die Welt gehen. Großen Gewinn hatte das Land in der ersten Zeit davon nicht. Die Herstellung war schwierig, da sich die Masse im Brennofen oft wesentlich veränderte und von zwölf Duzend Laffen manchmal knapp ein einziges den Ofen im brauchbaren Zustand verließ. Doch in den Jahren 1735 bis 1753 warf die Meißener Porzellanmanufaktur bereits 4 1/2 Millionen Mark Reingewinn ab, trotzdem der sächsische Hof für eigenen Bedarf große Mengen Porzellan ohne Bezahlung entnahm, so allein August III. im Zeitraum von fünf Jahren für mehr als 1 1/2 Millionen Mark; seine Günstlinge, vor allem Graf Brühl, waren ebenfalls in ihrem Bedarf an Porzellan nicht bescheiden. So kam es, daß die blühende Fabrik bereits 1775 eine Unterbilanz von 150 000 Mark hatte.

Nachahmungen und Fälschmünzer.

Um diese Zeit gab es schon in fast ganz Europa Porzellanfabriken, die einander Konkurrenz machten. Doch infolge der riesigen Beanspruchungen durch die Fürstentümer mußten die meisten Porzellanfabriken noch Zuschüsse erhalten. Die thüringischen Porzellanmanufakturen, die weniger kostbares Porzellan herstellten, das in Bürgerkreisen Abfall fand, waren die ersten, die mit regelmäßigen Ueberschüssen arbeiteten. Doch bald suchten sich die Länder durch Schutzzölle und selbst durch Durchfuhrverbote, einen möglichst großen Porzellanmarkt zu sichern. Unlauterer Wettbewerb wurde getrieben. Durch Intrigen setzten sich die einzelnen Fürsten in den Besitz befähigter Porzellanarbeiter. Die Marken bestimmter Fabriken wurden nachgemacht, so sogar, um den Porzellanhandel Chinas in der Türkei zu unterbinden, die chinesischen Fabrikzeichen auf den „Lärntöpfen“, Keinen, hantelosen Rosttafeln, von denen bereits Meißener im Jahre 1732 für einen türkischen Kaufmann 2000 Duzend lieferte. Die Nachahmung und Fälschung hat übrigens in der Geschichte des Porzellans immer eine große Rolle gespielt. In China, wo man porzellanähnliche Erzeugnisse bereits in den Zeiten der Tang-Dynastie (618 bis 906 n. Chr.) schuf, und wo echtes Porzellan etwa aus dem 11. oder 12. Jahrhundert bekannt ist, ahnte man in späteren Zeiten die Erzeugnisse der Frühzeit bis einschließlich der alten Fabrikmarke nach, weniger mit der Absicht zu fälschen, als aus altergebräuchter Verehrung für die Vergangenheit. Japan übernahm die Technik der Porzellanherstellung von China — kopierte aber auch für den europäischen Markt die chinesischen Erzeugnisse; in China wurde zu dem gleichen Zweck japanisches Porzellan imitiert.

Älteste Geschichte des Porzellans.

Verhältnismäßig früh wurde in China Porzellan fabrikmäßig hergestellt. Die alte Lärntöpfstadt Ching-te-Chen hatte im Jahre 1720 bereits eine Million Einwohner, die fast alle von der Porzellanherstellung lebten. Robert Schmidt gibt in seinem Buche „Das Porzellan“ an, daß schon 1554 allein für den Hof des chinesischen Kaisers 93 000 Stück Porzellan aus Ching-te-Chen geliefert wurden. Im 18. Jahrhundert, der technischen Blütezeit der chinesischen Porzellanmanufaktur, war die Arbeit in den Porzellanfabriken des Reiches der Mitte bereits so detailliert, daß an einem einzigen Stück

oft 70 verschiedene Arbeiter schufen. Infolgedessen wurde in fünftürlicher Hinsicht viel Durchschnittsware produziert, wenn auch gleichzeitig zahlreiche Einzelstücke von erlesenem Geschmak entstanden. Wie hoch übrigens das Porzellan in diesem Ursprungslande bewertet wurde, zeigt die Tatsache, daß in China selber im 18. Jahrhundert ein Stück aus Eierschalporzellan, das aus der frühen Ming-Zeit (14. bis 16. Jahrhundert), der fünftürlichen Blütezeit des Chinaporzellans stammte mit 6000 Mark bezahlt wurde. Das erste, in Europa nachweisbare Porzellan ist eine grüne Schale aus der chinesischen Frühzeit, die der Graf Kahlensteinbogen um 1435 in Silber fassen ließ.

Weiß und makellos schimmert das Porzellan, ob es vor wenigen Tagen die Fabrik verließ oder Jahrhunderte überdauerte, ein Wahrzeichen menschlichen Geistes. Aber wenn die Kaffeetasse, die heute vor uns auf dem Tisch steht, aus der Geschichte ihrer Ahnen erzählen könnte, wir würden noch manches erfahren von der Dummheit und Grausamkeit der Fürsten, die um dieses edlen Stoffes willen ihre Schläder mit höflichen Fledern besudelten.

Berlins Kohlennot.

Die Zufuhren sollen erhöht werden!

Die Kohlenknappheit, die sich in Berlin bereits vor den Feiertagen bemerkbar gemacht hat, wird von Tag zu Tag fühlbarer, ohne daß sich bisher eine Besserung in Aussicht stellen läßt. Trotzdem täglich 700 bis 800 Waggons mit Briketts aus dem Niederlausitzer Braunkohlenrevier in Berlin eintreffen, also etwa 120 bis 200 Tonnen mehr als in den gleichen Tagen des Vorjahres, reichen diese Mengen bei weitem nicht aus, um die infolge der Kälte außerordentlich erhöhten Anforderungen für Hausbrandversorgung zu befriedigen.

Allgemein wird bei den großen Händlertfirmen bereits rationiert, wie z. B. bei der Berliner Brennstoffgesellschaft, die von heute ab nicht mehr als drei Zentner an den einzelnen Käufer und überhaupt keine Kohlen an Händler abgibt. Die Ursachen dieser Kohlenknappheit sind im großen und ganzen bekannt, doch muß bei dieser Gelegenheit auch auf die Tatsache hingewiesen werden, daß das Festhalten an demselben Vordränge zum großen Teil auch auf die Struktur des Kohlenhandels zurückzuführen ist. In den letzten Jahren hatten viele Kleinhändler ihr Geschäft im Sommer einfach eingestellt und sich anderen Erwerbszweigen zugewandt, um dann im Winter, bei Einsetzen der Konjunktur, sich wieder dem Kohlenhandel zuzuwenden, wobei sie natürlich nicht mehr an das Ansehen großer Lager denken, die ihnen unter Umständen auch ein Risiko bringen konnten. Man wird künftig auf diese Erfahrungen Rücksicht nehmen und eine Ueberwindung in dieser Handelsorganisation eintreten lassen müssen. Eine weitere Folge des augenblicklichen Zustandes ist das Verlangen der Kohlenhändler, daß die Abgabe verbilligt

81

Zement.

Roman von Jodor Gladkow.

Dascha stand neben Mjehowa, mit feucht-schimmernden Augen. Sie preßte ihre Schulter fest zusammen. „Genosin Mjehowa, das ist eine Schande. Du willst mit Tränen und Anfällen deine Kraft beweisen? Du bist doch kein Fräulein, — sondern eine Kommunistin. Unser Herz sei aus Stein, Genosin Mjehowa. . . Unser Herz soll zerpringen. . . Soll zu Stein werden — aber wir brauchen kein Herz zum Weinen, brauchen kein Herz zum Weidwerden. Du hast dich verrannt, Genosin Mjehowa. Geh nach Hause und beruhige dich. . . Kannst dich auf mich verlassen — ich habe Kräfte — noch für lange Zeit.“ Und sie ging auf ihren Platz zurück, hart in ihren Muskeln, nahm die Feder wieder fest in die Hand und trugte in ihrer ungeschicktröhigen, ungeübten Weise über das Papier. Posja sah lange und erschrocken Dascha, dann Sergej an und setzte sich schweigend auf den Stuhl. Eine tiefe Falte grub sich in ihre Stirn und mit ungewohnter Ruhe und Kälte sagte sie durch die Zähne: „Ich werde nicht weggehen. Ich bin gekommen, um zu arbeiten, und werde bis zum Schluß weiterarbeiten.“ „Nun ja. . . ich kenne dich doch, Genosin Mjehowa, wir arbeiten doch nicht den ersten Tag zusammen.“ Dascha schrie, ohne den Kopf zu heben, und lächelte.

2. Die Parteireinigung.

Die Parteireinigung wurde in der Bertzelle vorgenommen. Sergej war dieser Zelle zugeteilt, und auch Posja war da, die in ihrer Zelle die Reinigung krankheitshalber verfaumt hatte. Die Versammlung der Zelle wurde im Theateraal abgehalten. Es kamen viele Menschen — eine Menge von Partellosen wälzte sich herein. Die Kommunisten drängten sich in die ersten Reihen, die Partellosen verteilten sich nach rückwärts. Und weil die Wände des Saales mit Spiegeln bedeckt waren und immer neue Massen sich in ihnen widerspiegelten, schien es, als ob Tausende von Menschen hier

zusammengedrängt wären. Es waren aber nur hundertundfünfzig.

Blieb sah als dritter in der Kommission am Tisch vor der Bühne. Der Kronleuchter mit den fünfzig Lämpchen flammte mit seinen brillantenen Hängern auf.

Die Mitglieder der Kommission waren Fremde. Beide trugen Soldatenmäntel und -mützen, waren aber verschieden: der eine — mit breiten Backenknochen, dunkelhaarig, fast schwarz, und die Stirne und die Nase und das Kinn waren voll grauer Beulen. Man konnte nicht unterscheiden, ob er lächelte oder böse war. Der andere — hager, mit aschgrauem Gesicht, der Bart wie ein Besen. Er nahm ihn immer mit einer melkenden Bewegung zwischen seine drei Finger, und als er sich hingesetzt hatte, duckte er sich zusammen, und wenn er die Augen hob — sah man nicht seine Augen — sie verschwammen mit den Lidern. Und er sah die ganze Zeit den zum Tisch zitternden Kommunisten nicht an, während er mit ihm sprach, und es schien, als ob er nicht zu ihm, sondern zu jemand anders spräche. Und es schien auch, als ob er das Parteibuch nicht anschau, sondern es nur mit seinen erstarren Fingern zusammenknüllte.

Sergej hörte hinter sich ein Flüstern: „Verfluchter Hund. . . er wird ihn zu Lode beißen. . . Wird ihm die Hofen herunterlassen. . . Schau nur, schau. . . hast du gesehen? . . . Wie eine Rake faucht er.“

Und als der hagerere Mann Gromada herausrief, konnte Sergej nicht begreifen: hatte dieser Mensch die Worte herausgespreßt oder der andere — neben ihm. Und wieder hörte er ein Flüstern hinter sich.

„Daß dich der Teufel hole. . . Das ist ein Bauchredner. . . die Haut wird er ihm abzulehen, dieser Spez.“ Das Flüstern riß ab und erstickte im Lachen. Gromada tauchte vor dem Tisch auf, sprang wie ein Hase vor dem Tisch herum und streckte wie ein Vogel seine Nase dem hageren Mann entgegen.

Und hinter Sergej ertönte wieder ersticktes Lachen, und jemand konnte sich nicht mehr zurückhalten und schrie beforzt: „Gromada, puh deine Nase, Genosse. . . Erleichtere dich vor allem.“

War seine Nase wirklich voll oder fürchtete er, daß sie es sei, er brückte sie zur Seite und schnaubte mit einem Pfiff alles heraus.

Der Saal erzitterte unter einem höllengelächter und hinter Sergej bebte die Luft von freischendem Lachen.

Blieb lächelte über das ganze Gesicht und auf seinen Wangen spielten wieder die Falten wie eine Harmonika. Auch beim ersten Mitglied der Kommission häupten die Beulen vor Lachen. Blieb lautete scharf mit der Glocke und hob den Arm.

„Ruhe, Genossen! Alle müssen aufmerksam zuhören: hier ist eine ernste Sache, Genossen.“

Das hagerere Kommissionsmitglied blieb dumpf und unbeweglich wie früher und melkte nur den Bart mit seinen drei Fingern.

„Genosse Gromada. . . Ihre Autobiographie?“ „Meine Otobiographie ist so Genosse. . . Als arbeitender Prolet und von Kind auf — ein junger Hund. Aber wie wunderbar die Kapitalisten uns ausgebeutet haben, darüber braucht man nicht diskutieren. Sie sehen selber, wie die Schwindhucht in meiner Brust einen Marsch pfeift, und so und weiter.“

Und rückwärts wieder ein Flüstern. „Daß ihn der Teufel. . . der machts guil. . . Nacht mit den Zähnen, der Hundeterl.“

„Wann bist du in die Partei eingetreten?“ „Während des neuen Sowjetregimes, also — vor einem Jahr.“

„Und warum nicht früher?“

„Welcher Gefelle wird gleich Reifler? . . . Sie, Genosse, waren nie Fabrikarbeiter? Nun, man plagt und quält sich hundemäßig und so weiter. . . So ein Fabrikarbeiter muß durch drei Stockwerke durchkriechen.“

„Ich frage, warum du so spät in die Partei eingetreten bist?“

„Und ich sage, in der bürgerlichen Drechselmaschine bin ich so, mit den Füßen in der Luft, genug gedreht worden. . . In dieser Epoche waren alle Wild.“

„Richtig, Gromada, deck auf. . . Alle waren Hunde und Schwäger.“

„Warst du bei den Rot-Grünen?“

„Nein, ich war nicht, Genosse, aber in den Bergen war ich oft tagsüber und so und weiter. Weiter, hinter den Bergen war ich nicht — aber in den Bergen habe ich den Banden und den weißen Soldaten das Leben nicht verüßt. . . Wir haben mit Dascha zusammen gegen eine Bande — hart gekämpft.“

(Fortsetzung folgt.)

Kohlen an Rentner, Kriegsschädigte und Erwerbslose bei der augenblicklichen Knappheit aufgegeben werden soll. Heute vormittag fanden darüber Verhandlungen zwischen den Händlern und dem Wohlfahrtsamt der Stadt Berlin statt, nachdem bereits in der letzten Zeit Mißstände in der Belieferung der Erwerbslosen ufm. mit billigen Kohlen eingetreten sind.

Wie groß die Britennot in Berlin geworden ist, geht aus der Tatsache hervor, daß die Koksarbeiter der Gasanstalten täglich geräumt werden. Die städtischen Gaswerke und die Gasbetriebsgesellschaft haben eine Tagesproduktion von 50 000 Zentnern Koks, und diese doch immerhin recht beträchtlichen Mengen werden jetzt von den Verbrauchern glatt aufgenommen. Dabei ist zu berücksichtigen, daß nicht etwa die größeren Abnehmer, wie die Besitzer von Zentralheizungen usw., bedeutende Käufe vornehmen, denn dort hat man sich, wie üblich, im Herbst eingebedeckt, sondern daß der Kohlenhandel gern Kleins abnimmt, um den Kleinvorbäuerern wenigstens für die Beheizung der Küchen dieses Heizmaterial abgeben zu können. Auch die Zufuhr von Grubenkoks aus den westfälischen und schlesischen Revieren ist wesentlich vermindert worden, doch findet die Belieferung hier gewisse Grenzen, da die Eisenbahn nicht imstande ist, die Transporte bis über eine gewisse Grenze hinaus zu steigern. Die Reichsbahn hat in den letzten zehn Tagen zwar den Kohlentransport nach Berlin umorganisiert und stellt auch zahlreiche Sonderzüge zur Verfügung, doch darf nicht übersehen werden, daß gerade jetzt die Anfuhrten mit Schwierigkeiten verknüpft sind, da der Kohlentransport auf den Wasserwegen seit vier Wochen vollkommen ausgefallen ist. Die Berliner Industrie und die öffentlichen Werke sind auf den Schifftransport der Kohle zum wesentlichen Teil angewiesen, und nur die Tatsache, daß man im Herbst sich reichlich eingebedeckt hat, vermochte bisher unangenehme oder gefährliche Störungen für diese Betriebe zu vermeiden. Gas- und Elektrizitätswerke sind noch auf einige Wochen eingebedeckt, aber es ist durchaus möglich, daß die Kasse während des kommenden Januar und Februar anhält, und daß man nur auf den Bahntransport der Kohle angewiesen bleibt. In diesem Falle könnten eventuell Kompensationen eintreten, doch sind schon jetzt für den schlimmsten Fall Maßnahmen ins Auge gefaßt, um durch Streckung der Bestände unbedingt durchkommen zu können.

Wie wir hören, haben gestern die Verhandlungen mit dem Reichskohlenkommissar und dem Ostelbischen Braunkohlenindustriat zu dem Ergebnis geführt, daß ab 6. Januar die tägliche Zufuhr von Braunkohlenbriketts weiter auf 8500 Tonnen erhöht werden soll. Am 4. Januar war die tägliche Zufuhr schon auf 8000 Tonnen erhöht worden. Gegenüber den drei letzten Monaten des vergangenen Jahres bedeutet das eine erhebliche Steigerung, denn im Oktober wurden täglich 4870, im November 5650 und im Dezember 6430 Tonnen vom Ostelbischen Braunkohlenindustriat nach Berlin geliefert. Es wird jetzt die Aufgabe des Berliner Kohlenhandels sein, die verstärkte Britenmenge rasch und zu verteilten. Vor allem muß sichergestellt werden, daß Arbeitlose, unterstützte Rentner und Kriegsschädigte unbedingt ihre Kohlen erhalten.

Wieder Selbstmord eines Jugendlichen Weil er keine Arbeit hatte.

In letzter Zeit mehren sich in geradezu erschreckender Weise Fälle, in denen Jugendliche zu dem Entschluß kommen, freiwillig aus dem Leben zu scheiden. Erst kürzlich berichtete der „Vorwärts“ von dem rätselhaften Selbstmord eines 15jährigen Graseurlehrlings in der Perlestraße, wo der jugendliche Selbstmörder im Korridor der elterlichen Wohnung durch Erhängen den Freitod suchte. Und wieder ist die Zahl der Tragödien jugendlicher um einen neuen, noch ungeklärten Fall bereichert worden.

Als gestern gegen 18 Uhr die Frau des Wäfers H. in ihre im Erdgeschoß des Seitenflügels Schererstraße 11 gelegene Wohnung heimkehrte, bemerkte sie auf dem Korridor starken Wasserguch. Als die Frau, nichts Gutes ahnend, die Küchentür öffnete, fand sie in dem mit Gas erfüllten Raum ihren 15jährigen Sohn Alfons auf dem Fußboden liegend bewußtlos auf. Die zu Hilfe gerufene Feuerwehr verfuhr, den jungen Mann durch Behandlung mit Sauerstoff ins Leben zurückzurufen, doch waren die Bemühungen leider ohne Erfolg. Ein hinzugezogener Arzt stellte dann den Tod fest, der erst kurze Zeit vor der Entdeckung der Tat eingetreten sein konnte. Die Leiche wurde polizeilich beschlagnahmt und in das Schaubau gebracht. Was den Jugendlichen in den Tod getrieben hat, konnte noch nicht einwandfrei ermittelt werden. Alfons H. war aber seit längerer Zeit arbeitslos und legte deshalb in den letzten Wochen ein gedrücktes Wesen zur Schau. Aus Verweigerung darüber ist dann wahrscheinlich in dem Jungen der Entschluß gereift, seinem Leben freiwillig ein Ende zu machen.

Drei Personen durch Gas vergiftet.

Durch die Unachtsamkeit von Mietern konnte gestern in Hauke Sedanstraße 40 in Weißensee im rechten Augenblick eine Tragödie, die beinahe drei Menschenleben gefordert hätte, verhindert werden. Auf dem Treppenhilf machte sich gegen 17 Uhr Gasgeruch bemerkbar, der, wie festgestellt wurde, aus der Wohnung des 67jährigen Arbeiters Julius Sabotki drang. Als auf wiederholtes Klopfen nicht geantwortet wurde, alarmierte man die Polizei und Feuerwehr, die sich gewaltsam Einlass verschafften. In der völlig vergasteten Küche wurden Sabotki, seine 67jährige Frau Wilhelmine und deren 17jähriger Enkel, der Arbeiter Max S., röchelnd aufgefunden. Die von der Feuerwehr vorgenommenen Wiederbelebungsversuche waren bei allen drei Personen von Erfolg. Das Befinden der Gasvergifteten war jedoch so bedenklich, daß der Arzt ihre Ueberführung in das Weißensee Krankenhaus anordnete. Nach den polizeilichen Ermittlungen liegt unzweifelhaft ein Unglücksfall vor. Der Verschluß der Gasleitung war unachtsam geworden, und unter der Einwirkung des austretenden gefährlichen Gases verlor die nach dem Befund vermutlich in einer Unterhaltung begriffenen drei Leute das Bewußtsein.

Beim Schlittschuhlaufen eingebrochen und ertrunken.

Beim Schlittschuhlaufen auf der Havel in der Nähe des Kaiser-Wilhelm-Turms brach gestern nachmittag der 30jährige Elektriker Gustav Perichle aus der Bielefeldstraße 37 in Moabit plötzlich ein und geriet unter die Eisdicke. Rettungsversuche von Ausflüglern blieben ohne Erfolg. — Der bedauerliche Unglücksfall gibt wieder Veranlassung, vor dem Betreten ungefrorener, fließender Gewässer, nach dem die dem jetzt einsetzenden Tauwetter zu warnen. Gerade die Havel, die an den Ufern eine ziemlich starke Eisdicke aufweist, riert an den Hauptabflussstellen nur schwer zu und bildet für den Schlittschuhläufer und Spaziergänger eine stete Lebensgefahr.

Luis Gerich fünfundsiebenzigjährig! Unsere alte Genossin Luise Gerich, die treue Lebensgefährtin des vor fünf Jahren verstorbenen Genossen Alwin Gerich, vollendet heute, am 5. Januar, ihr 75. Lebensjahr. Sie lebt in stiller Zurückgezogenheit in Baumgartenweg (Behringstr. 48) und erfreut sich einer verhältnismäßig noch guten Gesundheit.

Wie setze ich mein Recht durch?

Die tägliche Erfahrung zeigt, daß die ungenügende Kenntnis der grundlegenden Vorschriften unseres Prozessrechts vielen Rechtschädigen bringt. Rechtsanwalt Dr. Albert Bauer, Berlin, wird daher in einer Reihe von Artikeln die einschlägigen Fragen behandeln.

Es genügt nicht, Recht zu haben, man muß es auch durchsetzen. Die Durchsetzung des Rechts geschieht mit Hilfe der vom Staat dafür geschaffenen Organe. Die Tätigkeit dieser Organe regelt sich nach einer Reihe von gesetzlichen Vorschriften, die man kennen muß, um sie einzuhalten.

Viele Menschen glauben, daß es nicht nötig ist, sich um diese Vorschriften zu kümmern; einige sind der Meinung, sie würden niemals etwas damit zu tun bekommen, mit diesem „juristischen Formelkram“, wie sie es nennen; aber sie sollten sich erinnern, daß selbst „der Beste nicht in Frieden leben kann, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt“, und daß sehr wohl auch sie eines Tages eine Ladung vor das Gericht im Hause haben können. Andere meinen, sie brauchen sich um solche Dinge nicht zu kümmern, denn sie würden vorliegendenfalls die Sache einem Juristen übergeben, sind dann aber leider so inkompetent, diesen Gedanken nicht zur rechten Zeit in die Tat umzusetzen, erleiden durch ihre eigene Unkenntnis Rechtsnachteile und schimpfen hinterher auf den Gesetzgeber, die Richter, die Menschen überhaupt. Nun ist es allerdings nicht verwunderlich, daß so wenige Menschen von Rechtsfragen nichts wissen wollen, denn um Gegenstand zu den meisten anderen Dingen, die sie im täglichen Leben brauchen, haben sie vom Recht und seiner Durchsetzung in der Schule nichts gehört und daher keine Anregung erhalten, sich mit Fragen zu beschäftigen, die ebenso wichtig sind, wie z. B. die in das medizinische Gebiet gehörende Hygiene des täglichen Lebens. Hier muß allmählich — am besten in der Schule, worüber noch zu sprechen sein wird — eine Änderung eintreten. Jeder muß etwas von den Grundlagen unseres Rechtslebens wissen, nicht nur, um sein Wissensgebiet zu erweitern, obwohl auch dies allein von großer Wichtigkeit wäre, sondern aus eigenem, wohlverstandenen Interesse, nämlich um Zeit und Geld zu sparen und auch, um dem dadurch entstehenden Verger

zu entgegen, was wieder eine Ersparnis an Nervenkraft bedeutet. Beginnen wir gleich mit einem Beispiel:

Müller wird eine Klage gestellt, aus der er erficht, daß Schulz von ihm ein Darlehen von 20 M. zurückhaben will. Müller ist empört, da er die 20 M. dem Schulz schon zurückgegeben hat und darüber sogar eine Quittung besitzt, die er sich vorfichtshalber geben ließ, was sonst leider in vielen Fällen verfaßt wird, in der Meinung, die Angelegenheit werde sich glatt abwickeln (also möglichst bei jeder Zahlung Quittung geben lassen). Müller, der sich absolut im Recht fühlt und auch ist, glaubt am besten zu tun, wenn er Schulz und seine Klage mit Nichtachtung ströft, d. h. einfach nicht zum Termin geht, denn er denkt bei sich: „Wie kann mich ein Richter verurteilen, da ich ja schon bezahlt habe“. Aber sein Verhalten ist absolut verfehlt. Wer eine Klage zugestellt erhält, muß zum Termin gehen oder einen Vertreter mit schriftlicher Vollmacht schicken. Denn wenn Müller nicht selbst zum Termin kommt, oder sich vertreten läßt, ergeht gegen ihn ein sog. Versäumnisurteil, die Kosten dieses Versäumnisurteils hat er auf jeden Fall zu tragen, und das Versäumnisurteil kann sofort gegen ihn vollstreckt werden. Auf diese Weise kann es sich ereignen, daß er zum zweitemal zahlen muß, wobei er, wie oben gesagt, sicher weidlich auf die Juristen schimpfen wird, ohne sich darüber klar zu werden, daß er diese Tatsache seiner Unkenntnis der Gesetzesvorschriften zu verdanken hat. Nun ist zwar für ihn die Sache nicht endgültig verloren, denn er kann gegen das Versäumnisurteil Einspruch einlegen und sogar mit dem Einspruch beantragen, die Zwangsvollstreckung einzustellen, aber abgesehen davon, daß er — wie schon gesagt — auf jeden Fall die Kosten des Versäumnisurteils zu tragen hat, wird in der Regel diese Einstellung nur gegen Sicherheitsleistung vorgenommen, d. h. er muß wenigstens den von Schulz zu Unrecht eingeklagten Betrag bei Gericht hinterlegen, um die Vollstreckung abzuwenden und einberst ihn also auf jeden Fall auf eine Zeitlang in seiner Wirtschaftskasse.

Auf weitere Vorschriften soll in den nächsten Artikeln eingegangen werden.

Die „Verkehrsstörung“. Als die Tillergirls nach Hause wollten!

Eine nächtliche Szene vor dem Admiralspalast. Haller probiert eine neue Revue! Wann und Wo. Fünftehn Stunden, zwanzig Stunden. Es ist 3 Uhr 15 Minuten nachts. Die Friedrichstraße liegt still da. Nur der Nachtbus verkehrt. Hin und wieder ein Auto in der Straße. Gleich müssen die Tillergirls zu ihrer Heimfahrt antreten. 150 Girls. Die Tager sind schon angerollt. Im Admiralspalast rüsten die todsüßen Tanzmädchen zur Heimfahrt. Sie sammeln sich in Kolonnen: Wedding-Kolonne, Geniewald-Kolonne, Kolonne Westen. Sie erhalten das Fahrplättchen in die Hand gedrückt, und dann geht es auf die Straße. Die Droshken jahren vor. Das Einsteigen der Girls widert sich reibungslos ab, wie seit Jahren Nacht für Nacht. Der Ortopapa, der Regisseur Schüring, der seit sieben Jahren bei Haller tätig ist, gibt Obacht, daß keine Girls auch polizeilich einsteigen.

Ein Polizeibeamter taucht plötzlich auf: Die Autos stehen in zwei Reihen. Das ist wider die Verkehrsregel. „Weiterfahren.“ Die Chauffeurs parkieren. Am geordneten Ablauf der Dinge entzieht Unruhe, ja Panik. Drei Mädchen wären fast unter die Räder gekommen. Der Ortopapa ist außer sich. „Sind Sie verrückt geworden?“ ruft er dem Beamten zu, fahrt ihn am Arm, ja, schüttelt ihn. „Lassen Sie mich los.“ Der Ortopapa löst den Polizisten los. Ein Wortwechsel entsteht. Der Ortopapa überreicht eine Visitenkarte und begibt sich sofort zum Polizeirevier, um dort gegen den Beamten Beschwerde zu führen „wegen Verkehrsstörung“. Der Beamte hat aber pflichtgemäß gegen den Ortopapa Anzeige erstattet. So hatte er sich nun vor dem Amtsgericht Berlin-Mitte wegen Beamtenbeleidigung, Widerstand und Rötigung zu verantworten.

Der Staatsanwalt bezieht nur auf dem Tatbestand der Rötigung und der Beleidigung. Die sollen mit 50 M. Geldstrafe bestraft werden. Der Verteidiger bestreitet die Tatsache des Widerstandes. Auch eine Beleidigung sei nicht festzustellen. Die Redewendung „Sind Sie verrückt geworden?“ sei gewissermaßen nur der Ausdruck der höchsten Erregung gewesen, die den Ortopapa ergriffen habe, als er drei der Mädchen plötzlich in Lebensgefahr erblickt habe. Seit vier Jahren wolle sich die Absicht der Girls in gleicher Weise unter Kontrolle des Ortopapas ab. Nie habe irgendein Beamter daran Anstoß genommen. Die Verkehrsregeln müßten nicht nach dem Buchstaben, sondern ihrem Geiste gemäß angewandt werden. Dies entspreche auch den Anweisungen des Polizeipräsidenten. Es habe in diesem Falle überhaupt kein Grund für den Beamten vorgelegen, zu der nächtlichen Zeit in

der still daliegenden Friedrichstraße eine Verkehrsregelung vorzunehmen. Regisseur Schüring sei deshalb freizusprechen. Das Gericht fällt das Urteil: 50 M. Geldstrafe — wegen Beleidigung und Widerstandes. Der Angeklagte habe den Schupoemann in derber Weise angefaßt — das sei tätliche Beleidigung. Er habe zu ihm gesagt: „Sind Sie verrückt geworden?“ — das sei eine Ehrenkränkung gewesen. Die Wahrung berechtigter Interessen habe nicht vorgelegen. Der Schupoemann habe sich bei der Ausübung seiner Pflicht befunden, als er die Autos, die in der zweiten Reihe standen, zum Weiterfahren aufforderte. So ergebe sich Widerstand gegen die Staatsgewalt. Sollte etwa der Ortopapa gegen dieses Urteil Berufung einlegen oder wird er penig Humor besitzen, sich mit den 50 M. Geldstrafe zufriedenzugeben?

Um Böttchers Begnadigung.

In Uebereinstimmung mit sämtlichen Gnadeninstanzen hat nunmehr auch der Justizminister sich gegen das von den Rechtsanwältinnen Dr. Sidney Mendel und Dr. Arthur Brandt eingereichte Gnadengeuch für den vom Schwurgericht III wegen der Raub- und Luftmorde an der Gräfin Lambsdorf und der 11jährigen Senta Eckert zweimal zum Tode verurteilten Karl Böttcher ausgesprochen. Die Akten sind jetzt an das preussische Staatsministerium abgegangen, das in einer Kabinettsentscheidung die endgültige Entscheidung über die Vollstreckung der Todesstrafe fällen wird. Da die Verteidiger erst am Abend vorher Nachricht von der in den frühen Morgenstunden zwischen 5 und 6 Uhr anberaumten Hinrichtung Kenntnis erhalten, so haben sie, um einen Aufschub der Hinrichtung herbeizuführen, in einer Eingabe den Rechtsauschuss des Landtags angerufen, da sie eine nachmalige Unteruchung Böttchers auf seinen Geisteszustand beantragen wollten. Bekanntlich ist die Vollstreckung der Todesstrafe an Geisteskranken nach der Strafprozeßordnung unzulässig. Ob sie damit mehr als eine Galgenfrist für Böttcher erreichen werden, erscheint zweifelhaft, denn vor dem Schwurgericht haben sämtliche Sachverständige Böttcher für zurechnungsfähig erklärt.

Die Entscheidung des Justizministers, die Hinrichtung Böttchers zu beschleunigen im Augenblick, da der größte Teil der demokratischen Öffentlichkeit sich grundsätzlich gegen die Todesstrafe ausgesprochen hat, kann nicht stillschweigend hingenommen werden. Wir Sozialisten sind Gegner dieser barbarischen Strafe. Es ist nicht leicht, für Böttcher Fürsprecher zu sein. Wenige Verbrechen haben in der letzten Zeit Berlin in eine so große Aufregung versetzt, wie die Ermordung der kleinen Senta Eckert und der Gräfin Lambsdorf. Und selten haben so grausige Taten einen Täter gefunden, der äußerlich für sich so einnahm wie Böttcher. Der ehemalige Berliner Polizeipräsident Friedensburg war der erste, der die Missethat der Gräfinlichkeit an diesem Verbrecher festnagelte: Ein so erfahrener Polizeibeamter wie der Kriminalrat Gennai war es, der in der Gerichtsverhandlung von ihm sagte, er hätte den Eindruck gehabt, daß Böttcher froh gewesen sei, endlich sein Herz ausschütten zu dürfen. Außer allem Zweifel steht fest, daß Böttcher eine schwere erbliche Belastung mit auf seinem Lebensweg bekommen hatte? War es seine Schuld, daß in ihm überstarke Triebe ihr Unwesen trieben, die zu hemmen ihn in der Jugend niemand gelehrt hatte? Gräßlich rächt sich die Schuld der Gesellschaft am einzelnen. Sein Tod bedeutet höchstens eine Verlegenheitshandlung, reinwollen kann sie die Gesellschaft nicht — die Pflichtunterlassung bleibt. Die Gegner der Todesstrafe werden sich auch durch Böttchers grausige Taten nicht irre machen lassen: die Hinrichtung sollte auch an diesem Menschen der so Schreckliches verbrochen hat, nicht vollzogen werden. Es hätte keinen Sinn, an dieser Stelle nochmals die längst bekannten Argumente gegen die Todesstrafe zu wiederholen. Man hat oft vorge schlagen, Schwerverbrecher, deren Taten auf sexuelle Triebkräfte zurückzuführen sind, zu kastrieren. In unserer kulturell „hochstehenden“ Zeit sieht man es vor, den Kopf abzuschlagen — man sieht Radikalfuren und ist nur zu oft froh, das barbarische Gefühl der Rache befriedigt zu haben. In allen diesen Fällen verfolgt der Staat als Erzbeier.

„Mascotte“ und „Palais de Danse“ bankrott?

Ein Konkursantrag der Metropolbetriebe L. G. wurde vom Amtsgericht Berlin-Mitte, weil alle bilanzmäßigen Unterlagen fehlen, vorläufig abgelehnt. Der Inhaber des Cafés König Unter den Linden hatte am 1. November 1927 von dem bekannten sehr ruhigen Generalbankier Sternberg (Lingner-Werte) die Hälfte des Aktienkapitals der Gesellschaft erworben und wollte das Palais de Danse und Pavillon Mascotte langsam in ein vollständiges Unternehmern mit möglichem Preisen umwandeln, da nach seiner Meinung ein derartiges Vergnügen in der Behrenstraße nicht mehr rentabel erschien. Da aber die Betriebe täglich 2000 Mark Unterbilanz hatten und das Silvesterfest als katastrophal bezeichnet werden mußte, kam es nicht mehr zur Durchführung dieser Pläne. König will im übrigen gegen Sternberg wegen arglistiger Täuschung bei Vorlegung von Bilanzunterlagen Strafantrag stellen.

Sprechhor für Proletarische Jeterkassen. Die Übungsstunde fällt in dieser Woche aus.

Funkwinkler.

Der Nachmittag brachte zwei interessante Biographien. Adèle Schreiber schilderte im Rahmen ihres Julius „Bahnbrechende Frauen“ das Leben von Rachel Levin, der Gattin Barnhagen von Enses. Streng genommen, war die Rachel allerdings keine „bahnbrechende Frau“, was mangelt ihr die Fähigkeit, ihren Ideen die notwendige Stützpunkt zu verleihen. Sie war zu sehr auf ihr Ich bedacht, als daß ihr Wirken Kreise ziehen konnte, in denen sie nicht mehr Mittelpunkt war. Aber diese geistig bewegliche Frau mit dem warmen Herzen für alles Gute und Schöne, Freundin zahlloser bedeutender Männer um die Wende des 18. Jahrhunderts, entwickelte in ihrer umfangreichen Korrespondenz Gedanken über Frauenfragen, u. a. über das Mutterrecht, die noch heute höchst aktuell sind. — Professor Franz Bahl schilderte den Kampf Robert Meyers um Anerkennung seiner Entdeckung des physikalischen Grundgesetzes von der Erhaltung der Energie. Man sperrte den Heilbronner Arzt als „größenwahnsinnig“ ins Irrenhaus. Die jüdischen Physiker ließen lange Zeit seine Veröffentlichungen völlig unbeachtet. Erst nach aufreißendem Ringen fand Mayer die gebührende Anerkennung. — Dr. Friedrich Lütcher beendete seinen Vortrag „Das Seelenleben der Jugendlichen“ mit Betrachtungen über Jugendbewegung und Jugendkultur. Wichtig war besonders der Hinweis auf die Gefahren, die Verbot für die Jugendlichen haben. Damit werden häufig erst Reagier und Bestrafungen nach dem Geweckt, was als unzutrefflich ferngehalten werden soll. Nur auf fernem Gebiete und dem Alkohol gegenüber hielt der Vortragende gegenwärtig verhärtete Gesichtsbestimmungen zum Schutz der Jugend für nötig. — Ministerialdirektor Ahrendt berichtete über die Washingtoner Funkkonferenz und gab in Verbindung damit eine übersichtliche Darlegung der Entwicklung des Rundfunks und seiner Zukunftsmöglichkeiten. — Eine „Musikalische Unterhaltung“ von künstlerischem Wert brachte der Abend. Eva Zekelius, Lihmann und Gerhard Jekelius zeigten besonders im Vortrag von Volksliedern eine schöne gefangliche Kultur. Gelegenlich störte ein mangelhaftes Zusammengehen mit der Klavierbegleitung Bruno Seidler-Winters. Dieser Fehler hätte sich durch gründliche Proben vermeiden lassen. Die Geigenoratorin Lissy Spizakowsky zeigten einen Künstler von technischem Können und harter Ausdauer.

Berliner Straßennamen.

Wie sie wurden — und wechselten.

Die Stadt Berlin wird nun bald zu der auf alle Verwaltungsbezirke sich erstreckenden großen Straßenumnennung schreiten, mit der man viel zu lange gezögert hat. Die Stadtverordnetenversammlung hat ihren Beschluß gefaßt, und es ist danach Sache der Bezirksparlamenten, jetzt Vorschläge zu machen. Das Geschick rechtsgerichteter Parteien über die „Pietätlosigkeit“ der geplanten Umnennungen erklärt sich aus ihrer Sorge, daß man dabei die in Straßennamen getriebene Verherrlichung und Verhimmelung der Monarchen, Prinzen, Generale, Minister um sehr merklich einschränken wird. Auch Mangel an geschichtlichem Sinn wird denen vorgehalten, die jetzt auf Veränderung von Straßennamen dringen. Wie wenn in früheren Zeiten viel nach der geschichtlichen Ueberlieferung gefragt worden wäre, wenn es galt, einen alten Straßennamen durch einen neuen zu ersetzen. In den sechs Verwaltungsbezirken des inneren Berlin finden wir unter den jetzigen Straßennamen rund 150, die einmal für ältere Straßennamen eingesetzt worden sind. War das kein „Mangel an geschichtlichem Sinn“? Und gerade in der Mitte monarchistischer und militaristischer Straßennamen sind nicht wenige, die unter gänzlicher Verleugnung der geschichtlichen Ueberlieferung zustande gekommen sind. Unbedenklich hat man alte Straßennamen beseitigt, wenn alte Straßen nach einem Monarchen, einem Prinzen, einem General, einem Minister um benannt werden sollten. Die allermeisten der jetzigen Straßen- und Platznamen im inneren Berlin sind noch gar nicht so alt, wie sie vielleicht scheinen. Zu den sehr alten gehört der Neue Markt, der längst nicht mehr neu ist. Unter diesem Namen wird er bereits 1323, vor jetzt sechshundert Jahren, erwähnt. Er ist dem Schicksal entgangen, später nach irgendeinem Landesvater benannt zu werden, und hat seinen ursprünglichen Namen bis heute behalten. „Neuer Markt“ wurde er vor mehr als sechshundert Jahren benannt zum Unterschied von dem älteren Markt Berlins, dem heutigen Rottenmarkt. Dieser hieß ursprünglich nur Markt und wurde seit Auflegung des „Neuen Marktes“ als „Alter Markt“ bezeichnet. Erst seit 1685 ist die Bezeichnung „Rottenmarkt“ bekannt, die üblich geworden sein soll, weil die Gattin des Kurfürsten Joachim Friedrich die Milch aus ihren Reiterzeiten hier feilhalten ließ. Den Namen „Rottenmarkt“ wollte König Friedrich Wilhelm I., dem es gleichfalls an „geschichtlichem Sinn“ gemangelt zu haben scheint, durch den Namen „Königsplatz“ verdrängen. Er ließ 1728 seinem Vater Friedrich I., dem ersten König Preußens, auf dem Rottenmarkt ein Standbild errichten, und es schien dann die Bezeichnung „Königsplatz“ angemessen. Aber das Standbild wurde nach nicht langer Zeit — man weiß nicht aus welchem Grunde — wieder wegenommen. Der Name „Königsplatz“, der noch nicht recht in Aufnahme gekommen war, geriet hiernach rasch in Vergessenheit, und es blieb bei dem Namen „Rottenmarkt“. Die benachbarte Rollenstraße erhielt ihren Namen erst 1682 statt des alten Namens „Ballengasse“, den kein „geschichtlicher Sinn“ zu retten vermochte. „Ballengasse“ läßt auf eine Markthandelsstelle für Rollen schließen. Da auch sie kurzweilig waren?

Schon vor diesem jetzt gerade zweihundert Jahre alten und mißlungenen Versuch, einen geschichtlichen Platznamen durch neue Namen höflicher Art zu ersetzen, waren durch eine Straßenumnennung die Berliner mit

einer „Königsstraße“ beglückt worden. Auf der Strecke von der Spandauer Straße bis etwa zur heutigen Neuen Friedrichstraße hieß sie einstmals Oberberger Straße (weil ihre Fortsetzung die Landstraße nach Oberberg war) und dann Georgenstraße (weil draußen vor dem Tor — da, wo heute der Georgenkirchhof ist — das Georgenhospital lag). Auf der Strecke von der Spandauer Straße bis zur Langen Brücke (später „Kurfürstenbrücke“) nannte man sie auf der Ostseite „An der Langen Brücke im St. Nikolai-Viertel“, auf der Westseite „An der Langen Brücke im Heilig-Geist-Viertel“. Als im Jahre 1701 der frischbadene König Friedrich I. nach der Krönung aus Königsberg nach Berlin heimkehrte, erhielt der ganze Straßenzug von der heutigen Neuen Friedrichstraße bis zur Langen Brücke den Namen „Königsstraße“. Nach der geschichtlichen Ueberlieferung fragte kein Mensch, weder der neue König, noch „seine“ Berliner. Uebrigens wurden damals die Straßenumnennungen und Straßenumnennungen noch vom Magistrat allein besorgt. Erst im Jahre 1813 bestimmte König Friedrich Wilhelm III., daß bei Straßenumnennungen in Berlin, Charlottenburg und Potsdam der Magistrat und das Polizeipräsidium ihre Vorschläge zu machen hätten und dann die Entscheidung durch königliche Kabinettsorder erfolgen werde. Man wird aber wohl nicht fehlgehen mit der Vermutung, daß schon lange vorher der Magistrat bei den Straßenumnennungen seine Hand so stellen zu müssen glaubte, daß sie den geäußerten oder nicht geäußerten Wünschen des Landesvaters entsprach.

Die Königsstraße von 1701 war die erste betrieblige Veränderung vor dem Träger der Krone. Ummächtig folgten ihr andere Umbenennungen ähnlicher Art, noch in der ersten Hälfte desselben Jahrhunderts unter Friedrich Wilhelm I. Die Benennungen „Friedrichstraße“ (nach Friedrich I.) und „Wilhelmstraße“ (nach Friedrich Wilhelm I.) samt „Wilhelmsplatz“ (nach demselben). Wilhelmstraße und Wilhelmsplatz entstanden erst damals in diesem der Bebauung erschlossenen Stadtteil. Über die Friedrichstraße war in ihrem mittlern und ihrem nördlichen Teil schon älter und führte andere Namen. „Querstraße“ von Behrensstraße bis Reichenhagenbrücke, „Dammstraße“ von Reichenhagenbrücke bis Dranienburger Tor. Als unter Friedrich Wilhelm I. die Straße bis zum Randeel, dem heutigen Belle-Alliance-Platz, durchgeführt wurde, erhielt der ganze Straßenzug den Namen „Friedrichstraße“. Auch da fragte kein Mensch nach der geschichtlichen Ueberlieferung. Ebenso wenig tat man das, als später im Jahre 1813 das Randeel in „Belle-Alliance-Platz“ umgetauft wurde. Die Neue Friedrichstraße ist unter Friedrich II. nach ihm so benannt worden. Vorher hatten ihre einzelnen Teile verschiedene Namen. „Bei der Pomeranzenbrücke“ zwischen Burg- und Spandauer Straße, „Gouvernementsstraße“ zwischen Spandauer und Königsstraße, „Am Stralauer Tor“ zwischen Königsstraße und Stralauer Brücke. Das waren geschichtlich überlieferte Namen, aber sie mußten dem Namen „Neue Friedrichstraße“ weichen, weil

höfliche Gefinnung es so forderte.

Auch die Pomeranzenbrücke wurde später unbedenklich in „Friedrichsbrücke“ umgetauft. Die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts brachten uns die Kaiser-Wilhelm-Straße, die als Verkehrsweg bis heute ziemlich wertlos geblieben ist. In ihrem süd-

lichen Teil sind einige alte und enge Straßen aufgegangen, die Kleine Burgstraße (von Burg- bis Heiligegeiststraße), die Brauhausstraße (von Heiligegeiststraße bis Spandauer Straße), die Papestraße (von Spandauer Straße bis Klosterstraße).

Wie oft in früheren Jahrhunderten Straßennamen wechselten, zeigen gerade die eben genannten Straßen, deren Namen jetzt verschwunden sind. Die Kleine Burgstraße hieß nacheinander Spreegäßlein, Frauengäßlein (wegen der „an der Uebersitzenden Frauen“, die in ihr wohnten), Wassergasse, Durchgang, zuletzt Kleine Burgstraße. Die Brauhausstraße wurde genannt Zimmernannsgasse, Kolingagasse (nach dem Besitzer eines Gebäudes), Alandersgasse auch Alanderstraße und Alanderstraße (dieser Namen erhielt später eine andere Gasse), schließlich Brauhausgasse und Brauhausstraße. Die Papestraße hieß „Am Kramhause“ zwischen Spandauer und Rollenstraße, „Hinter der Wadstube“ zwischen Rollen- und Klosterstraße. Alle diese Namen sind längst vergessen, weil den Berlinern der „geschichtliche Sinn“ fehlte. Die Rollenstraße heißt auch erst seit dem 17. Jahrhundert so, und zwar soll ihr dieser Name in spöttischer Absicht gegeben worden sein, weil sie nicht nach Rollen duftete. Sie war übel beleumundet wegen ihrer Unsauberkeit und außerdem wegen ihrer damaligen Bewohnerinnen. Daher wurde sie — mit Verlaub, zu sagen — „Hurengasse“ genannt, und unter diesem Namen stand sie amtlich noch vor jetzt 300 Jahren auch im Trauregister der Marienkirche. Amtlich war übrigens auch der Name der in einem anderen Teil Altdorffs liegenden „Paddengasse“, und zwar noch bis zum Jahre 1862, wo er in Kleine Stralauer Straße geändert wurde. Im Jahre 1857 hatte ein Hausbesitzer aus der Paddengasse sich erhoben, hundert Taler an die Armenkasse zu zahlen, wenn der alte Name beseitigt würde. Hier könnten die Beschickenden für ihren „geschichtlichen Sinn“ sich auf den damaligen Polizeipräsidenten berufen, der damals die Umbenennung noch zurückweisen zu müssen glaubte, „daß sich historische Erinnerungen an den Namen krümpfen, welche aufrechterhalten bleiben müssen“.

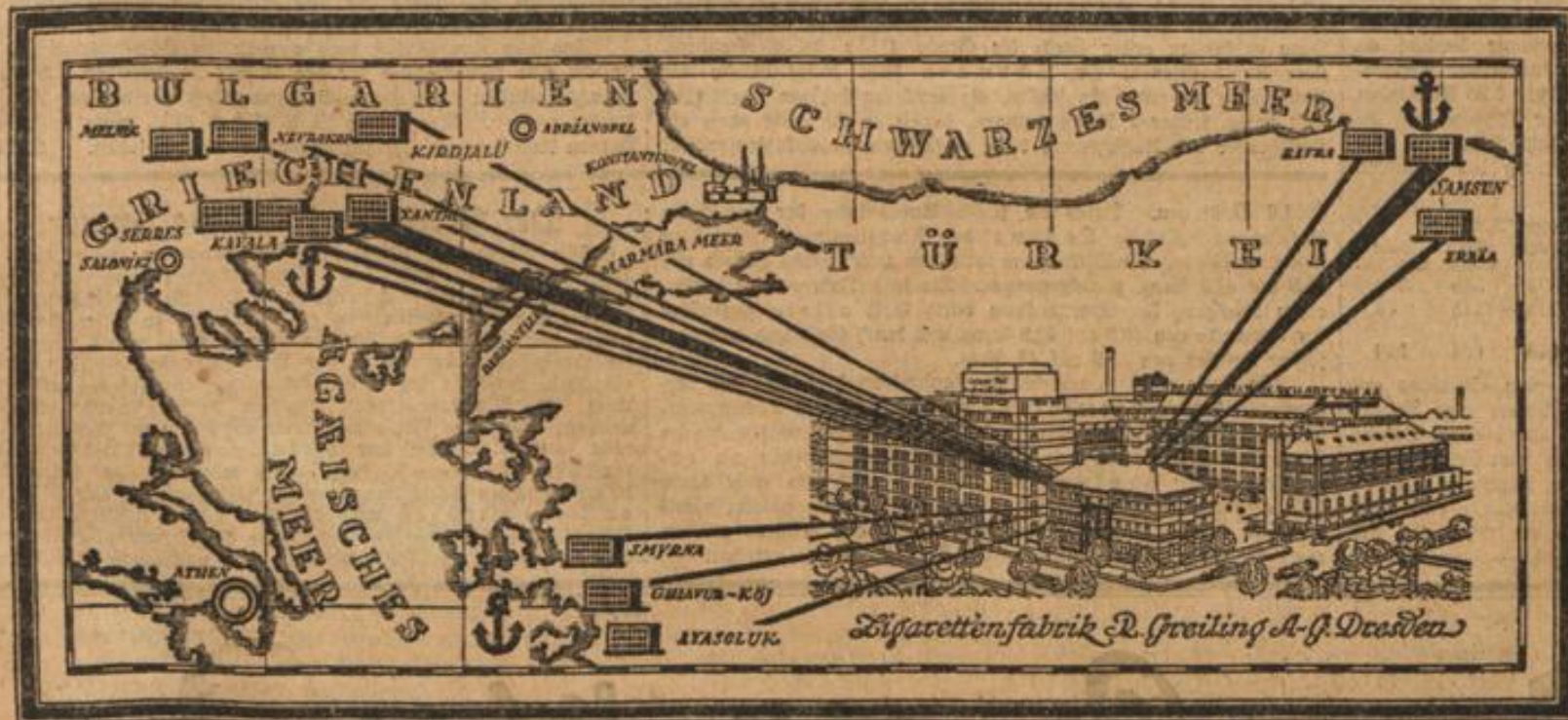
Zehn und fünfzehn Jahre später war man schon nicht mehr so „historisch“ eingestellt, als es sich darum handelte, die Schlagien von 1866 und 1870 zu verewigen. „Königsgräber Straße“, „Bismarckstraße“, „Stafier Straße“, die an 1866 erinnern, verdrängten die Namen alter Straßen und Wege, die im Zuge der alten Stadtmauer lagen. Noch 1870 wurden umgenannt: A. die Lorstraße in Gasser Straße, die Rollantstraße in Bothringer Straße. Die Baumut der „Gründerjahre“ (heute wären wir froh, wenn es Baumut gäbe) schuf neue Straßen in Masse und gab reichlich Gelegenheit zur Verewigung von Schachten, Prinzen, Generalen. Fünfzig Jahre nach 1866 wurde sogar ein Teil der Königsgräber Straße wieder anders benannt, aber auch das hatte einen

dynastisch-militaristischen Grund.

Zwischen Potsdamer Platz und Brandenburger Tor wurde die Königsgräber Straße in Budapeststraße umgetauft. Das sollte eine Freundlichkeit gegen Oesterreich-Ungarn sein, das 1914 zusammen mit Deutschland in den Krieg ging.

Als nach dem Zusammenbruch der Monarchie das Andenken des ersten Präsidenten der deutschen Republik, den der Tod uns so früh entriß, in einer „Friedrich-Ebert-Straße“ festgehalten werden sollte, tabuten die Sozialdemokraten gegen die Herabgabe der „Budapeststraße“. Hindern konnten sie es nicht, daß Berlin die Friedrich-Ebert-Straße bekam. Auch das werden sie nicht hindern können, daß demnächst bei der umfassenden Straßenumtaufe so manche ihrer verewigten Größen zu den Toten gemoriert werden. Die neue Zeit fordert ihr Recht, auch in den Straßennamen. In der Geschichte unserer Straßennamen spiegelt ein Stück der Geschichte unseres Volkes sich wider.

Am Schwarzen Meer,



an Kleinasien's Küste, liegt Samsun, das Zentrum reich gesegneter Landereien, deren Tabakulturen zu den besten und teuersten der Welt gehören. Unter Strahlender Sonne reifen hier die Myrte und der Lorbeer, ein süßer Wein gedeiht, aber der Tabak in dieser Ebene ist das Kostbarste. Nicht weniger geschätzt ist der Tabak, welcher in Griechisch-Thrazien wächst, in der Gegend von Kanthi. In seiner geschmacklichen

Eigenart unterscheidet er sich charakteristisch von der Samsun-Sorte. Aus beiden Tabaken bauen sich in Großankäufen die hochwertigen Greiling-Zigaretten auf. Samsun und Kanthi sind es, die vor allen anderen die Mischungen würzen, und den Geschmack der Greiling-Zigaretten abrunden.

Greiling Auslese zu 5s

erhält dadurch ihr mildes, köstliches Aroma, das für ihre Beliebtheit bei allen ihren Freunden und Verehrerinnen ausschlaggebend ist.

Reichsbanklehraus 1927.

In 14 Tagen 858 Millionen neue Wechsel. — Woher diese Riesenbeanspruchung?

Die letzte Jahreswoche hat für die Reichsbank eine sehr auffällige Entwicklung ihrer Finanzlage gebracht. Die starke Belastung des Wechsel- und Lombarddarlehens mit 746 Millionen — fast dreieinhalb Milliarden also — steht im Widerspruch mit der allgemeinen Besserung der Geldmarktverhältnisse. Die Wechselbestände sind um 711,8 auf 3128,7 Millionen, die Lombardbestände um 34,2 auf 78,3 Millionen gestiegen. Die Erhöhung der Lombardbestände ist gegenüber der Vermehrung der Wechsel ganz auffallend gering, und da die Kundschaftsgelder auf Girokonten mit 779,1 Millionen den sehr großen Zuwachs von 311,7 Millionen aufweisen, ist es in hohem Maße unwahrscheinlich, daß die hohe Zunahme der Wechselbestände auf das Geldbedürfnis der Wirtschaft zurückzuführen ist. Vielmehr, daß der Wunsch der Banken eine Rolle spielt, ihre Jahresabschlussbilanzen durch größere Geldbestände zu verschönern. Wir möchten aber annehmen, daß es sich um Anforderungen von mit der Landwirtschaft erhaltenden Bankinstituten handelt, die ihre Zahlungsfähigkeit zum Jahresende erhöhen mußten. Auf dieses Moment wird die Deffektivität noch besonders zu achten haben.

	Ende Dez. 1926	1927	Juni	Sept.	Nov.	Dez. 27
Noten und Schulden:						
Banknotenumlauf	3 735	3 589	3 815	4 182	4 181	4 564
Rentenbank(scheine)	1 164	1 095	1 017	989	781	716
Giroinlog. d. Wirtschaft	648	616	669	630	485	779
Kredite an die Wirtschaft:						
Lombardkredite	84	81	147	154	86	78
Wechselkredite	1 829	1 963	2 405	2 902	2 483	3 129
Notendeckung:						
durch Gold	1 831	1 852	1 803	1 882	1 857	1 865
durch Devisen	519	203	97	154	282	282
durch Gold u. Devis. zus.	2 350	2 055	1 870	2 006	2 139	2 147
Deckungsverhältnis: (in Prozenten)						
für Noten durch Gold und Devisen	62,9	57,3	49,0	48,0	51,3	47,0

Nimmt man die Vermehrung der Wechselbestände in der dritten Dezemberwoche hinzu, so ergibt sich für den Zeitraum von vierzehn Tagen eine Mehrbelastung der Reichsbank allein auf Wechselkonto um rund 858 Millionen Mark, eine Belastung, die wohl für die ganze Geschichte der Reichsbank unerhört sein dürfte. Eine Belastung in einer Zeit, in der ganz plötzlich die Geldmarktverhältnisse sich erheblich verflüssigt haben, der Geldbedarf also offenbar zurückgegangen ist, und in der wegen dieses Rückganges von vielen Kreisen sogar eine Ermäßigung des Reichsbankdiskonts erwartet worden ist. Gegenüber Ende 1926 liegt eine Vermehrung der Wechselkredite um nicht weniger als 1300 Millionen vor, wobei die sehr starke Konjunktur, der zweimal erhöhte Diskont, die von Schacht selbst herbeigeführte Kapitalknappheit im Inland und die wahrscheinlich schlechteren Bankbilanzen zusammengewirkt haben dürften.

Monat	Zu- oder Abnahme (um Mill. M.)							
	1. Woche		2. Woche		3. Woche		4. Woche	
Juni	-83	-17	-221	-26	-99	-7	+477	+125
Juli	-177	-75	-81	+45	+52	-91	-224	+42
August	-155	-34	-163	+17	-101	-21	+509	+42
September	-163	-40	-208	+37	-55	-28	-510	+118
Oktober	-142	-90	-171	+31	+3	-63	-367	+14
November	-414	-14	-221	-10	-52	-15	+367	+59
Dezember	-91	-44	-122	+16	+146	-14	+712	+34

In der letzten Jahreswoche ist die Vermehrung des Papiergeldumlaufs allerdings geringer, als die Belastung der Reichsbank für neue Kreditgewährung gestiegen ist, und zwar durch den Zustrom der fremden Gelder auf Girokonten. Reichsbanknoten und Rentenbank(scheine) sind zusammen nur 524,1 Millionen neu abgeflossen, wobei sich der Notenumlauf um 517,7 auf 4564,0 (ein neuer Rekord) und der Umlauf an Rentenbank(scheinen) um 64 auf 716,2 Millionen erhöht hat. Der gesamte Umlauf an Zahlungsmitteln — Reichsbanknoten, Rentenbank(scheine), Scheidemünzen und Privatbanknoten — betrug Ende 1927 6,30 Milliarden gegen 5,53 Milliarden Ende 1926. Angesichts der Tatsache, daß die Wechselbestände um rund 1300 Millionen erhöht sind, also eine verhältnismäßig geringe Steigerung des gesamten deutschen Geldumlaufs.

Es vermehrten sich (in Millionen Mark)

	in Ende Dez. 1926	Ende März	Ende Juni	Ende Septbr.	Ende Dez. 1927
die Wechselbestände um	416	508	477	510	712
die Lombarddarlehen um	55	68	125	118	34
der Papierumlauf der Reichsbank um	454	659	670	684	524

Diese geringe Zunahme des Geldumlaufs ging allerdings auf Kosten der Deckung des Notenumlaufs. Unsere erste Tabelle zeigt, wie die Gold- und Devisenbestände im Laufe eines Jahres erst von 2,35 auf 1,87 Milliarden Ende Juni zurückgegangen, dann aber wieder auf 2,15 Milliarden Ende Dezember angefliegen sind. Die letzte Dezemberwoche selbst brachte eine Vermehrung der deckungsfähigen Devisen um 2,5 auf 282,0 und der Goldbestände — durch amerikanische Goldimporte — um 4,1 auf

Die Ursachen der Brickettnot.

Gewerkschaften sollen schuld sein? — Der Sündenfall des Kohlenhandels.

Jetzt ist es heraus, wor die Schuld an der Berliner Brickettnot trägt. Die Bergarbeiter und die Gewerkschaften! Die Bergarbeiter haben im Oktober eine Woche gestreikt und dadurch einen Produktionsausfall von annähernd 400 000 Tonnen Braunkohlenbricketts erwirkt. Sie haben sich auch mit dem lieben Gott in Verbindung gesetzt, daß er es geübt hat werden ließ. Und was taten die Gewerkschaften? Nun, sie wendeten sich gegen das Verfahren von Sonntagschichten. Das geschah und geschieht natürlich immer nur zu dem Zweck, so wollen es die Unternehmer, um der Deffektivität die Macht des bergmännischen Proletariats fühlbar zu machen.

Der mitteldeutsche Streik und verweigerte Sonntagsarbeit!

Doch im Ernst. Die mitteldeutschen und ostdeutschen Braunkohlengruben haben gewiß im Oktober gestreikt und dadurch den genannten Produktionsausfall an Braunkohlenbricketts bewirkt. Aber taten sie es zum Vergnügen? Beileibe nicht. Der Durchschnittslohn betrug vor dem Streik 6,53 M. für den Arbeiter und in der Schicht. Davon wurden dann noch die Sozialversicherungsbeiträge und Steuern in Abzug gebracht, so daß 5,50 M. in der Schicht oder 33 M. für die Woche an den Arbeiter zur Auszahlung kamen. Die Unternehmer erlangten in den vor dem Streik geführten Verhandlungen an, daß eine angemessene Lohnaufbesserung erforderlich sei, aber sie konnten diese nur zugesichert, wenn der Brickettverkaufspreis ab Werk erhöht würde. Darum lehnten sie im Juli einen Schlichterspruch ab, der eine kümmerliche Lohnaufbesserung von nur 3 Proz. vorsah, und das Arbeitsministerium erklärte diesen Schlichterspruch auch nicht für verbindlich, so daß die Braunkohlengrubenarbeiter trotz allseitiger Anerkennung ihrer Notlage leer ausgingen.

Im September legte dann eine neue Lohnbewegung ein. Toga-lang geführte Verhandlungen brachten keine Verständigung, obgleich immer wieder — auch von den Unternehmern — die materielle Not der Bergarbeiter anerkannt wurde. Da griffen dann die Bergarbeiter, unter der Führung der Gewerkschaften, zu dem einzigen noch wirksamen Mittel, zum Streik und erzielten damit einen Erfolg; denn der Durchschnittslohn wurde um 11,5 Proz., von 5,20 M. auf 5,80 M., erhöht. Diese Ausführungen zu dem Nachweis, daß die Braunkohlengrubenarbeiter im Oktober in Notwehr handelten, als sie in den Streik traten. Jede weitere Rechtfertigung ist überflüssig.

Und nun zum Verfahren von Sonntagschichten, wogegen sich die Gewerkschaften wenden. Tun sie es aus Niedertracht? Ach nein, in Verteidigung einer mit den Unterhändlern der Unternehmer in freier Vereinbarung getroffenen Abmachung zur Beilegung des Streiks! Die hier in Frage kommende freie Vereinbarung der Tarifparteien, also der Arbeiter und Unternehmer, lautet u. a.:

„Die Gewerkschaften verpflichten sich, dahin zu wirken, daß die gelegentlich der von ihnen eingeleiteten Kündigungsaktion ausgesprochenen Kündigungen zurückgenommen werden. Die Anmeldung zur Arbeit gilt als Zustimmung der Kündigung. Nachregelungen aus Anlaß dieser Bewegung finden nicht statt. Der Arbeitgeberverband verpflichtet sich, bei seinen Mitgliedern dahin zu wirken, daß die Arbeiter, die gelegentlich der Kündigungsaktion ordnungsgemäß kündigt oder die Arbeit ohne Kündigung niedergelegt haben, wieder eingestellt werden, soweit sich diese Arbeiter spätestens am Dienstag, dem 25. Oktober dieses Jahres, wieder zur Arbeit melden. Das gleiche gilt für diejenigen Arbeiter, die gelegentlich der Kündigungsaktion entlassen wurden.“

Die Gewerkschaften haben die Bedingungen dieser freien Vereinbarung restlos erfüllt. Nicht aber alle Unternehmer.

Es soll anerkannt werden, daß zwar der größte Teil der Werke dieser Vereinbarung nachgekommen ist, aber einige haben es nicht unterlassen können, gegen den Willen ihrer Unterhändler eine Kadelstichpolitik gegen gewisse Arbeiter zu treiben und Aussperrungen bzw. Nachregelungen vorzunehmen. Dazu gehört an erster Stelle die Grube Jisse bei Senftenberg. Herr Kommerzienrat Dr. Schumann steht dieser Grube als Generaldirektor vor. Es scheint, als wolle er sich um den letzten Rest seines früheren Rufes bringen, soweit er ihn nicht schon als Vorsitzender des Aufsichtsrats beim ostdeutschen Braunkohlenyndikat

im Zusammenhang mit den von uns ausführlich geschilderten Standen in diesem Syndikat verloren hat.

Im Bereich des ostdeutschen Braunkohlenbergbaus bei Senftenberg sind alleine noch 200 Bergarbeiter vom Streik her ausgesperrt und müssen Arbeitslofenunterstützung beziehen. Die Gewerkschaften traten für die Einstellung der Aussperrten ein — entsprechend der getroffenen Vereinbarung — und um in dieser Hinsicht einen Druck auszuüben, wendeten sie sich gegen das Verfahren von Sonntagschichten. Im anderen Falle würden sie schon mit sich reden lassen, wenn es gilt, einen vorübergehenden Notstand zu lindern. Die eingestellten Arbeiter sollen Sonntagschichten Verfahren, damit die Aussperrten noch weiter mit Frauen und Kindern hungern können. Für die Einstellung der Gewerkschaften muß man bei dieser Sachlage Verständnis haben. Sie handeln aus selbstverständlicher Solidartät.

Die Wirkungen des Frosts.

Und nun noch einige allgemeine Bemerkungen zu dem gegenwärtigen Brickettmangel. Er geht in erster Linie und in doppelter Hinsicht von einem Naturereignis aus. Der scharfe Frost erschwert die Kohlenbergbau und steigert zugleich das Heizbedürfnis. Die Braunkohle wird bekanntlich weitläufig übermäßig in Tagebauten gewonnen. Die Kohle wird von der sie überdeckenden Erdschicht befreit und damit den Witterungseinflüssen ausgesetzt. Weil sie mit Wasser durchfeuchtet ist, gefriert sie bei dem scharfen Frost, so daß die Bagger, mit denen sie in der Hauptsache gewonnen wird, nur schwer in die Kohlenwand hinein fahren können. Die Folge ist ein Rückgang der Kohlenbergbau und in weiterer Fortsetzung ein Rückgang der Bricketterzeugung.

Es fehlt also in erster Linie an Rohstoffe und nicht an Brickettpressen, wie so vielfach angenommen wird. Mit den vorhandenen Brickettpressen können wesentlich mehr Bricketts hergestellt werden, als gegenwärtig, wenn — und das ist die Voraussetzung — genügend Rohstoffe gewonnen werden kann. Wenn der Frost nachläßt, wirken wieder zwei Momente zur Beseitigung des augenblicklichen Notstandes, nämlich, es steigert sich dann die Produktion und das Heizbedürfnis läßt nach. Mit Störungen wie gegenwärtig in der Bricketterzeugung, muß aber immer gerechnet werden, wenn es Winter wird.

Hier hätte der Kohlenhandel eine volkswirtschaftliche Aufgabe zu erfüllen.

Indem er in der heizschwachen oder heizlosen Zeit eine ausreichende Bevorratungspolitik treibt, um bei auftretenden Kälteeinbrüchen, wie wir zu verzeihen hatten, mit seinen Vorräten einzuspringen. Wenn er diese Aufgabe nicht erfüllen kann, dann hat er seinen Daseinszweck verfehlt.

Nun kann natürlich eingewendet werden, daß im Jahre 1927 wesentlich mehr Bricketts nach Berlin gekommen sind, als in irgendeinem Jahr zuvor. Das ist aber kein Beweis dafür, daß der Handel eine Bevorratungspolitik für den Winter betrieben hat. Die Mengen sind infolge des verhältnismäßig kalten Frühjahrs und Sommers des letzten Jahres verbraucht worden. Der Handel hat also ein gutes Geschäftsjahr gehabt, aber nicht an Winterbevorratung gedacht. Das ist der Sündenfall des Handels, von dem er sich nicht reinwaschen kann. Wir können auch nicht in das hohe Lied einstimmen, das schon so oft auf dem in Berlin so weit ausgebreiteten Zwerghandel gesungen wurde. Gerade unter ihm befinden sich oft die kümmerlichsten Existenzen, denen es unmöglich ist, eine Bevorratungspolitik für den Winter zu treiben. Darüber hinaus hat auch ein Handel, der oft im Monatsdurchschnitt kaum 400 Zentner Brennstoff umsetzt, keine Existenzberechtigung. Er wirkt nur verteuern, weil die Arbeitsgemeinschaft für den Bricketthandel bei der Preisfestsetzung auf diese kümmerlichen Existenzen Rücksicht nimmt, und einen so hohen Preis festsetzt, daß er sein Dasein auch bei geringen Leistungen und Umsätzen fristen kann. So erstickt sich der hohe Preis von 1,80 M. für den Zentner Bricketts in Berlin, leicht sollen vielfach 2 M. verlangt werden.

Und nun zum Schluß noch einmal: der Kohlenhandel hat die Pflicht, eine Bevorratung für den Winter zu betreiben. Wenn er sie nicht erfüllen kann oder will, dann muß ein anderer Weg gefunden werden. Eine andere Wahl gibt es nicht, wenn in späteren Jahren Notstände wie der jetzige verhütet werden sollen. A. M.

Der Arbeitsmarkt Anfang Januar.

Die allgemeine Lage des Arbeitsmarktes zeigt für den Dezember-Schluß und den Januar-Anfang eine weitere wesentliche Verschlechterung. Die Behinderung der Außen- und Bauarbeiten trug am fühlbarsten zu dieser Verschlechterung bei. Fast alle Arbeitskräfte im Hoch- und Tiefbau sowie im Bauhilfsgewerbe und in den Baustoffindustrien sind nach den einzelnen Berichten der Arbeitsämter zur Entlassung gekommen. Auch die Rohlandarbeiten mußten vorübergehend eingestellt werden. Die kurze Pause wärmeren Wetters zum Fest konnte sich nicht auswirken. Bei der metallverarbeitenden Industrie fällt auf, daß bereits teilweise eine stetige Verschlechterung des Beschäftigungsgrades festzustellen ist. Der Mangel an Neuaustragen wird allerorts stärker fühlbar. Einzelne Arbeitsämter berichten über vereinzelt Einführung von Kurzarbeit und Einstellung von Ferialschichten. Die vorliegenden Meldungen



Die richtige Wahl

treffen Sie bestimmt, wenn Sie diese Marken rauchen. Denn hier ist die Qualität maßgebend und nicht die schreiende Reklame



WIRTS

geben zu Befolgen zunächst noch keine Verantwortung, wenngleich dem Konjunkturablauf für die kommende Entwicklung des Arbeitsmarktes größere Beachtung geschenkt werden muß.

Pflichtiger Rückgang des Güterverkehrs.

In der Woche zum 24. Dezember ist die arbeitstäglich Wagenstellung der Reichsbahn gegenüber der Vorwoche von 134 300 auf 132 400 zurückgegangen. Das ist ein Rückgang in einer Woche, wie er außerordentlich selten zu verzeichnen war.

Tabellarische Uebersicht seit November (in 1000 Stück)

Woche	möchentlich	pro Arbeitstag durchschnittlich	1927	1928
30. 10.— 5. 11.	070,8	900,3	161,8	130,0
6. 11.— 12. 11.	997,4	948,2	166,2	157,2
13. 11.— 19. 11.	889,5	848,4	177,9	169,7
20. 11.— 26. 11.	967,5	930,5	161,2	156,6
27. 11.— 3. 12.	985,4	907,2	164,2	151,2
4. 12.— 10. 12.	945,8	881,0	157,6	146,8
11. 12.— 17. 12.	926,0	872,4	154,3	145,4
18. 12.— 24. 12.	794,1	794,7	132,4	132,5

Wichtig ist die wirtschaftspolitische Würdigung dieses auffallend starken Rückganges. Vergleicht man die Entwicklung in der entsprechenden Zeit des Vorjahres, so ist das Abfallen des Güterverkehrs Ende 1927 sehr viel stärker als Ende 1926. Es handelt sich dabei um eine Differenz für jeweils die vier letzten Wochen von rund 32 000 gegen rund 19 000 Wagen. Dieses erheblich stärkere Abfallen ist aber in der Tat weitgehend erklärlich durch das Zusammenstreffen verkehrshindernder Ursachen, die sich überschneiden. Die letzten Weihnachtsverbindungen waren im Jahre 1926 noch durch die Brennstofftransporte nach dem Ende des englischen Bergarbeiterstreikes unterbrochen. Im Jahre 1927 haben ungewöhnlich starke Fröste nicht nur den Reichsbahnbetrieb, sondern auch den Transport offener Wagenladungen im Gegensatz zum Vorjahr behindert. Dazu kam die stark gedrosselte Versendung von Briefen und endlich die vorübergehend verringerten Sendungen von Eisen- und Stahlwaren durch die angebrochene Stilllegung der Hütten- und Stahlwerke.

Immerhin mahnt die Entwicklung des Güterverkehrs zur Vorsicht. Die Konjunkturmomente müssen stärker beachtet werden als vorher. Und zwar um so mehr, als die Flüssigkeit auf dem inländischen Geldmarkt eine beginnende Abschwächung der Konjunktur vermuten läßt.

komunale Gruppengasversorgung in den beiden Sächsen. Zwischen Halle, Leipzig und Merseburg wird die Schaffung einer interkommunalen Ferngasversorgung angestrebt, bei der die Gaswerke dieser drei Städte die Gasversorgungsgrundlage abgeben sollen. Augenblicklich geht ein Kampf darüber, ob auch die Konzentrale Dessauer Gasgesellschaft, bekanntlich die größte private Gaslieferungs-Gesellschaft, an der Neuorganisation beteiligt werden soll. Die Kreisbehörden der betroffenen Gebiete sowie die Sozialdemokratische Partei sind entschieden gegen die Bildung einer gemischtwirtschaftlichen Gesellschaft unter Beteiligung der Dessauer Gaslieferungs-Gesellschaft.

Größtunion in der Strickwarenindustrie. Um der scharfen Konkurrenz, insbesondere auf dem Gebiet neuer Musterungen in der Strickwarenindustrie zu begegnen, soll der Zusammenschluß leistungsfähiger Strickwarenfabriken in Württemberg, Sachsen und anderen Ländern erfolgen. Die Führung bei diesen Bestrebungen liegt bei der württembergischen Firma Chr. Ludwig Wagner in Calw, deren Vorsitzender Wagner Generaldirektor der Fusionsgesellschaft werden soll. Die beteiligten Firmen werden noch nicht genannt. Das Ganze dürfte zunächst eine Absicht sein, deren Verwirklichung noch weit im Felde steht. Die Pläne gehen auf eine Fusion, nicht eine Interessengemeinschaft. Die Fusionsgesellschaft soll ihren Sitz in Chemnitz haben, und Ausbau der Maschinen, Regelung der Produktion, Qualitäten, Muster, Preise und Werbung sollen die Arbeitsziele sein.

Der Kapitalmarkt lebt wieder auf. Der von der Preussischen Zentralbankreditanstalt A.-G. bis zum 10. Januar aufgetragene Betrag von 6 Millionen Reichsmark Spritzenartiger neuer Zentralbankpfandbriefe ist fast überzeichnet worden, so daß die Zeichnung schon heute geschlossen worden ist.

Die KPD. begeht Streikbruch.

Die Rote Gewerkschaftsinternationale bezeugt es.

Inprekorr, die offizielle Pressekorrespondenz der kommunistischen Internationale, veröffentlicht in ihrer Nr. 127 vom 30. Dezember im Auszug einen Aufruf des Vollzugsbureaus der sogenannten Roten Gewerkschaftsinternationale an die Arbeiter Deutschlands, Frankreichs, Belgiens und Luxemburgs, datiert aus Moskau, den 27. Dezember 1927, in dem zum Konflikt in der Metallindustrie des Ruhrgebietes Stellung genommen wird. Es heißt wörtlich:

„Es geht nicht an, abzuwarten.

bis die Initiative zum Kampfe von den Streikbrechern ergriffen wird, die an der Spitze der deutschen Gewerkschaften stehen.

Es gilt, die Massen zu organisieren.

durch Betriebskomitees, durch besondere Einheitskomitees und durch Aktionskomitees.“

Dies der klare Befehl aus Moskau. Was aber tat die KPD. mit diesem Befehl? Sie erwies ihm nicht einmal die zweifelhafte Ehre, ihn unter dem Wust der moskowsischen Literatur, zwischen einer acht Spalten langen Rede Bucharins und einer sechs Spalten langen Erklärung des Ekti zu veröffentlichen, und ihn damit eine selbsttätige Begründung unter der sich häufenden kommunistischen Propaganda zu bereiten. Nirgends, in keinem einzigen deutschen Organ der KPD., von der „Roten Fahne“ bis zum „Ruhr-Echo“, ist dieser in der deutschen Ausgabe der Inprekorr auch nur im Auszug erschienene Aufruf selbst andeutungsweise erwähnt worden.

Führte die KPD. diesen Befehl aber praktisch durch? Mobilisierte sie die Massen? Schuf sie mit Hilfe ihrer „Fraktionen“ und „Zellen“ Betriebskomitees und Aktionskomitees? Rief sie „besondere Einheitskomitees“ ins Leben? Vereinte sie alle diese Komitees in Konferenzen, um den Kampf vorzubereiten?

Die gutbezahlten Oberböden der KPD. dachten nicht daran, sich eine solche Arbeit und Verantwortung aufzuladen. Die einzigen Versammlungen und Konferenzen, die einberufen wurden, sind von den Gewerkschaften der verschiedenen Richtungen einberufen worden. Sogar der Christliche Metallarbeiterverband, der seine Anhänger einberief, um Stellung zu nehmen, war zehnmal mehr aktiv als die KPD. Diese hat nicht einmal den Mut ausgebracht, ihre eigenen Anhänger zu „mobilisieren“, ihnen auch nur Gelegenheit zu geben, zu dem Konflikt Stellung zu nehmen. Sie hat gar nichts getan.

Noch mehr. Statt den klaren Befehl von Moskau durchzuführen, hat die KPD. in Aufrufen und Beisatzteilen appelliert an die „Streikbrecher, die an der Spitze der deutschen Gewerkschaften stehen“. Sie hat ausdrücklich erklärt, daß sie selbst nichts tun will, sondern darauf warte, daß die „Streikbrecher“ den Streik organisieren.

Ist es etwa eine Entschuldigung, zu sagen: „Wir streiken erst, wenn alle Streikbrecher streiken“? Denn die KPD. hat den Befehl von Moskau einfach an die „Streikbrecher“ weitergegeben und von diesen verlangt, zu tun, was der KPD. als Aufgabe gestellt war.

Dem Standpunkt Moskaus, nach den kommunistischen Grundsätzen, Leitfäden, Linien, Erklärungen, Thesen, Verpelitiden und Punkten hat die KPD. also den schälimsten Streikbruch getrieben. „Werdet nicht zu Streikbrechern!“ — rief die „Rote Gewerkschaftsinternationale“ in diesem Aufruf den Arbeitern zu. Was sollen aber die Arbeiter tun, wenn ihnen die KPD. das Beispiel des Streikbruchs gibt!

Um die Arbeiter aber weiter zu täuschen, beruft man eine „Erwerbslosenkonferenz“ ein, veranstaltet einen Rummel, genau wie es die Stahlhelmer auch machen, die vor den Unternehmern nicht zu mühen wagen, aber mit herausgedrückten Ellbogen und durchgedrückten Knien mit hurra und Klimbim durch die Straßen ziehen. Diese Stahlhelmpolitik ist die Politik der KPD.

Noch keine Einigung bei „Blauband“.

Die Firma will maßregeln.

In den Verhandlungen zwischen dem Verbandsrat und Vertretern der Zentralgewerkschaft „Blauband“ in Pöschelberg am Dienstag konnte eine Einigung nicht erzielt werden. Die Vertreter der Firma machten den Vorschlag, daß die Arbeiter wieder in den Betrieb aufgenommen werden sollen, die sich zur Arbeit melden und die der Firma die Gewähr bieten, daß sie sich in Zukunft ihrer Organisation unterordnen und sich den zwischen den Parteien getroffenen Vereinbarungen fügen. Die Direktion beabsichtigt damit, sich die zur Wiedereinstellung kommenden Leute selbst auszuwählen.

Wegen der unversöhnlichen Maßregelungsabsicht wurde dieser Vorschlag schon in der Verhandlung am Dienstag von den Organisationsvertretern abgelehnt und von ihnen vielmehr folgender Vorschlag unterbreitet: Die von der Direktion ausgeprochenen Kündigungen von fünf Arbeitern bleibt bestehen, da die Firma zur Entlassung formell berechtigt war, weil die Arbeitseinstellung ohne vorherige Verhandlung mit der Organisation erfolgt ist, woran aber die Firma nicht ganz unschuldig ist. Mit Ausnahme der vorgenannten fünf Arbeiter wird die gesamte Belegschaft zu ihren alten Rechten wieder eingestellt. Auch gegen die Neuwahl des Betriebsrats nach Wiederaufnahme der Arbeit wurde von den Organisationsvertretern nichts eingewendet und zwar aus rechtlichen Gründen.

Die Vertreter der Firma erklärten darauf, diesen Vorschlag erst der Gesamtdirektion unterbreiten zu wollen und dem Verbandsrat am Mittwoch die Antwort schriftlich zu übersmitteln. Diesem Vorschlag ist die Firma auch nachgegeben, doch hat sie den Vorschlag der Organisationsvertreter nicht angenommen, sondern ihren in der Verhandlung am Dienstag gemachten Vorschlag nur noch schriftlich bestätigt. Die Firma besteht also darauf, unter den Streikenden die Wiedereinstellenden selbst auszuwählen. Trotz einer neuen telephonischen Unterredung war die Geschäftsleitung von ihrem schriftlich niedergelegten Standpunkt nicht abzubringen. Es wurde aber vereinbart, heute, Donnerstag mittag, nochmals zu einer Verhandlung zusammenzukommen.

Es ist eigenartig, daß dieselbe Geschäftsleitung so außerordentlich viel Zeit zur Beilegung des Konfliktes hat, die es anfangs angeblich nicht ertragen konnte, daß ihr Betrieb nur eine Viertelstunde stillliegt. Sonderbar ist weiter, daß die Firma alle Schuld auf die Belegschaft abwälzen sucht und diese für tarifbrüchig erklärt, während sie selbst, wie wir schon gestern mitteilten, den Tarifvertrag nicht respektierte. Wir sind der Ansicht, daß die Firma den Konflikt schon längst hätte beilegen können, wenn sie den ernsthaften Willen dazu gehabt hätte. Sie scheint auf die Einflüsterungen außenstehender Kreise stark zu reagieren, und überfließt dabei ganz, daß ihre Margarine auch von Arbeitern gegessen wird, die ein Interesse daran haben, daß die von ihnen konsumierten Waren von solchen Firmen stammen, die auch den Forderungen ihrer freigeberisch organisierten Arbeiter Beifriede entgegenbringen. Der Vorschlag des Verbandsrates ist so entgegenkommend, daß man kaum ein Mißverständnis über die Ablehnung der Direktion.

Ein Kongreß der Wirker und Stricker.

Der Vorstand des Deutschen Textilarbeiterverbandes beruft zum 3. und 4. März nach Ithahelm im Erzgebirge einen Kongreß der Wirker, Stricker, Trikotagenarbeiter und Arbeiterinnen ein, der eine ziemlich umfangreiche Tagesordnung zu erledigen haben wird. Es sind insgesamt sieben Referate vorgesehen über Fragen der geschäftlichen Entwicklung der Wirkerei und Strickerei, ihrer weltwirtschaftlichen Bedeutung, über Fragen der Arbeitszeit, des Arbeiterinnenschutzes und auch über die Bedeutung der bevorstehenden Reichstagswahlen für die Textilarbeiterschaft. Als Referenten sind bisher bestimmt: Hugo Käbel, Josef Feinhals, Karl Schrader, Elsa Bielow, Hans Dreßel und Peter Großmann. In der Diskussion, die sich an jedes der sieben Referate anschließt, sollen sich auch namhafte Vertreter und Vertreterinnen des Textilarbeiterverbandes aus allen Gauen beteiligen. Die Konferenz ist verbunden mit großen Demonstrationen für den Achtundzwanzigsten, die am 3. März in allen Wirkerbezirken stattfinden sollen.

Die Kukirol-Ecke ein neues Wahrzeichen Berlins!

Wenn Sie jetzt, von „Unter den Linden“ kommend, auf der rechten Seite der Friedrichstraße entlang gehen, dann werden Sie an der Ecke Jägerstraße ein neues Wahrzeichen Berlins, die Kukirol-Ecke entdecken.

Ich habe in dem Hause Friedrichstraße 176, Ecke Jägerstraße, Telefon Merkur 8553 eine eigene Kukirol-Verkaufsstelle eröffnet, wo Sie meine sämtlichen Erzeugnisse zu Original-Preisen erhalten.

Wenn Ihre Füße durch längere Spaziergänge überanstrengt und müde geworden sind, dann kaufen Sie sich in der neuen Kukirol-Verkaufsstelle eine Flasche Kukirol. Wenn Sie wollen, können Sie Ihre müde gewordenen Füße und Beine gleich in dieser mit Kukirol einreiben lassen, sodaß Sie erfrischt und verjüngt weiterlaufen können.

Wenn Ihre Hühneraugen so drücken, daß Sie vor Schmerzen nicht mehr weiter gehen können, dann wird Ihnen eine Dame in der Kukirol-Verkaufsstelle ein Kukirol-Pflasterchen auf Ihr schmerzhaftes Hühnerauge legen, damit Sie Ihren Weg schmerzfrei fortsetzen können.

Leiden Sie an kalten und nassen Füßen, die bekanntlich die Ursache von fast allen Erkältungskrankheiten sind, dann kaufen Sie in der Kukirol-Verkaufsstelle ein Paar Wärme spendende Kukirol-Einlegesohlen und lassen Sie sie dort gleich in Ihre Schuhe einlegen. Mit warmen und trockenen Füßen werden Sie dann beglückt weitergehen.

In meinem neuen Geschäft wird stets bereitwilligst und ohne Kauzwang Auskunft über das „Kukirol“ — d. h. richtige Fußpflege treiben — und die richtige Anwendung der Kukirol-Erzeugnisse, die sich nicht nur in Berlin, sondern in der ganzen Welt großer Beliebtheit erfreuen, erteilt werden.

Ich bitte um gefl. Beachtung meiner Schaufenster und recht rege Inanspruchnahme meiner neuen, dem Dienste des Publikums gewidmeten Kukirol-Verkaufsstelle.

Lehrer, Eltern und Kinder erhalten auf Wunsch die in vielen hundert Schulen als Anschauungs-Material benutzten Bilder „Unsitte der Kinder“ kostenlos.

Kurt Krisp

Alleiniger Inhaber der Kukirol-Fabrik Kurt Krisp
Bad Salzungen bei Magdeburg, Kukirol-Strasse.



Friedrich-Strasse 176 Ecke Jäger-Strasse

Devotionalien.

Novelle von Max Bernardi.

(Schluß.)

„Was willst denn?“ Wallojer blinnte gewohnheitsmäßig nach dem Kinde, seine Blicke tasteten die Figur des Mädels ab, suchten nach der typischen Haltung, die ein Kind zur Schau trägt, wenn es in der geballten Faust ein wertvolles Gebilde ängstlich birgt.

„Schauen,“ rief das Mädchen hervor.

„Was schauen?“ meinte Wallojer unwirsch.

„Bilder schauen.“ Wallojer wurde es kalt in der offenen Lüre.

„Sollst was kaufen?“

Das Mädchen schüttelte mit dem Kopf. „Schauen,“ flüsterte es noch einmal.

Schauen, schauen, dachte Wallojer, was ist eigentlich da schon zu sehen. tote Bilder. Aber er wollte dem Mädchen, das ihn irgendwie rührte, den Willen tun.

„Na — komm herein.“ Er machte die Lüre hinter dem Kinde zu. Dabei fuhr er mit der freien Hand über das Haar des Mädelskopfes. Eine verhaltene Zärtlichkeit war die Regung. Das Kind stand erwartungslos an der Lüre und suchte in der Dämmerung nach den Wandbildern.

Einmal war sie mit der Tante im Boden gewesen, sie erinnerte sich genau daran. Die Tante hatte einen Rosenkranz gekauft. Aber sie hatte kaum Zeit gefunden, das große Wandbild Maria mit dem Kinde“ genügend zu betrachten. Sie mußte sich nur noch der richtigen Träne, die der Mutter Gottes über die Wange rollte, flüchtig zu erinnern.

Ueber die Treppe, die vom Boden nach den oberen Räumen führte, sah Frau Maria Wallojer. Auf halber Höhe verharrete sie, beugte sich über das Treppengeländer.

„Schauen kommst morgen, du dumme Gans, aber nicht bei uns — draußen beim Wegger meinerwegen,“ pfandte sie in die Halbdunkelheit. Sie sah nur den Umriß ihres Mannes und des Mädels. Und als auf ihre Worte erschrockene Stille folgte, sah sie auch die zweite Hälfte der Treppe hinunter in den Bodenraum.

„Wach daß du weiterkommst!“ herrschte sie das Kind an. „Und du mach Schluß mit deiner Kumpelkommer.“

Das Mädchen sah stehend zu dem Alten auf. Wallojer stieß ihm mit einem unterdrückten Fluch die Lüre auf.

„Marsch, marsch,“ teilte die Bewandische und schlug die Lüre hinter dem Kinde zu. In Wallojers Herzen rief es, als er das Kind gelassenen Hauptes in die Dunkelheit hinausgleiten sah.

Die Alte schürfte der Treppe zu. Würdigte ihn keines Blickes. Wallojer trat wieder an seine Rüstungskollektion. Schweiß in Gedanken die neue Kreuzigung Christi aus dem Paket. Einen Krampf füllte er in der Brust, ein Würgen im Hals.

Ein plötzlicher Zwang ließ ihn aufsehen. Nach den Wandbildern. Nach dem Marienbild. Staunen, Schrecken juckte seine Blicke. Er fuhr sich über die Augen. Starrte nach dem Marienbildnis:

Maria hatte ihm den Rücken gekehrt. Sie hielt das Jesuskind im Arm und blinnte mit leicht seltsam geneigtem Haupt auf ihr Kind. Nur schwach konnte er ihr Profil wahrnehmen. Das hellere Schulterstück floß über Schulter und Rücken, hob sich scharf von den herabwallenden, schwarzen Haarstrahlen und vom blauen Gewande ab. Golden leuchtete ihr Heiligenschein.

Wallojer stürzte sich auf die Kiste, die noch unfortierte Ware, Weihwasserbüchel und Holzkrucze enthielt. Sein Blick glitt flüchtig über die Galerie der Wandbilder. Da hing sie alle unverändert in Reih und Glied, geordnet nach Registernummern. Nur das vermalte Marienbild.

„Eh — Santa Maria —!“ er mußte nicht, ob er es sich, seinem Hirn oder der gewandelten Maria zurief. Der dumpfe Raum schluckte in dem Rufe auf.

Die Treppe knarrte. Der Kopf der Bewandischen stöhnte lautend über das Geländer.

„s Essen wartet — hörst!“

Wallojer stand mit den Händen an den Schläfen und rührte sich nicht.

„Maria!“ rief er nur hervor.

„Was — herrjemineh,“ sie leuchtete die Stufen herunter.

„Spinnst schon wieder, du —? Was schreist nach der Wand?“

Stoff zu antworten, deutete er nach dem gewandelten Marienbild.

„Was denn — ich seh' nichts. Siehst wieder Gespenster.“

„Siehst nicht die Maria dort, wie die uns den Rücken zugehrt?“

„Du bist verrückt.“

„Nein —“

„Betrunknen bist. Gefoffen hast wieder. Gib das Geld heraus, du, du —“

„Sel still, sei still!“ Er wach beinahe wimmernd von ihr. Hieß nach immer die Flüsse an den Schläfen, das Gesicht starr nach der Wand gerichtet.

Der Bewandische wurde es unheimlich. Sie sah sehr nach dem Wandbild. Aber ihre robuste Natur überwand die anwandende Schwäche.

„Ich seh' nichts,“ murmelte sie unwillig. „Ich seh' nur, daß du schon wieder voll bist — wo du nur alleweil das Geld dazu her hast, das Geld! Wer war den heut' da, hast was verhandelt an deine Kumpelweilchen? Du, red', sag' ich dir!“ Ihre Stimme schwoll immer mehr zu einem schrillen Reifen.

Wallojer lehnte sich auf den Ladentisch, rief sich den Halskragen auf. Stöhnweise quoll es ihm über die Lippen:

„Du — du — — sei still. Es ist jetzt genug, ja, genug. Zehn Jahre hast mich geschunden, du — du — — alles wegen der vermalteiten Hütten da. Ich kümmer' Elst hab' mich verkauft, verhandelt, ja, ja —“

„Was sagst — du —!“

„Du — wahr ist es. Hören sollst es einmal, nicht dich, das Gespenst, die verlorne Hütten mit den heißen Puppen hab' ich gebratet, nicht dich, alles Weib! Recht geschlecht mir —“

„Du!“ Geifernd in waffener Gestalt mit gebogenem Rücken, kam sie auf ihn zu. „Du — du Hund, du — verkommener Herrgottschiniger — Enkelmader —“

„Was — Maria und Josef, was? Engelmader? Mir? Wo hast die Kinder? Wo sind die Kinder? Was ist's mit dem ungarischen Mädchen? Mörderin!“

Nur noch das Stöhnen von Zungen war hörbar. Worte überjagten sich in Räscheln. Sie schlang das Bett, das auf der halbgeöffneten Kiste gelegen hatte.

Wallojer wich immer mehr an die Wand zurück. Seine Augen bluteten. Er trampfte tastend nach der Wand. Riß den St. Christofen eisernen Heiland vom Nagel, schlug auf die Art, die er in einem roten Nebel in den Häuften des herangehenden Weibes sah. Schlug zu, mit aller Gewalt, und sank jäh, von einem Beilieb getroffen, vornüber auf einen massigen, zuckenden Leib. Schwer polterten Art und eiserner Heiland auf die Holzdielen.

Totenruhe.

Verlegen klinkte sich die Lüre auf.

Das Breitenener Mädchen, vom Lärm zurückgelockt.

Es starrte in die Dämmerung. Nichts rührte sich. Scheu tat

es einen Schritt zu den Bildern, die nur in verschwommenen Farben schimmerten.

Den Petrus kannte sie schon. Auch das Heilige Abendmahl. Und Christus am Kreuz. Maria mit dem Kinde hing ganz in Düsternis. Das Mädchen wagte noch einen Schritt. Ganz an das Bild trat es heran:

Maria sah weich auf das Kind hernieder. Im Arm den Jesusknaben. Ueber Brust und Arme floß ihr das blaue Gewand. Das Haar deckte ein Kopftuch, das seitlich herabfiel und das Jesuskind schützte. Eine Träne hing ihr im Augenwinkel. Und diese Träne starrte das Kind an . . .

Der Engel ohne Flügel.

Von Peter Hansen.

„Meine Engel betrübten mich,“ sagte der liebe Gott zur Jungfrau Maria. „Sie flogen und flattern und singen, und das ist alles sehr schön. Aber so rechte Freude habe ich nicht an ihnen. Ich habe immer das Gefühl, wenn sie mich lobsingend preisen, so tun sie das pflichtmäßig und haben in Wirklichkeit nur den einen Wunsch, dem zu entgehen, wie einer langweiligen Singstunde. Von selber kommen sie nie. Sie sind nur zu den bestimmten Zeiten hier. Und so weit ich beurteilen kann, sind einige darunter, die vollständig schwänzen. Ich hätte ihnen niemals Flügel geben sollen. Ich will einen Engel ohne Flügel haben, der immer um mich sein und an dem ich mich immer freuen kann.“

„Versuche es!“ antwortete die Mutter Maria, und lächelte insgeheim.

Der liebe Gott hielt sie in seiner mächtigen Hand. Sie lachte erquickt zu ihm auf, versuchte aber gleichzeitig, sich ihm aus den Fingern zu winden.

Behutsam, ganz behutsam, daß es dem kleinen Elfenkörper nicht weh tun konnte, hielt er sie fest, und seine Augen leuchteten sie wehmütig lächelnd an, bei ihm zu bleiben. Da lag sie eine kleine Weile still und schmolgte sich an und reichte ihm zärtlich eine weiße Narzisse.

„Blüßt du die haben, lieber Gott? Ich habe sie heute früh für dich gepflückt, als ich mit der Jungfrau Maria spazieren ging. Willst du sie haben? Es ist die schönste von allen Blumen im Paradiesgarten.“

„Du reichdestes aller Engelfinder!“ Der liebe Gott küßte sie und nahm die Blume.

Gretes Augen strahlten vor Freude, dann zappelte sie wieder in der großen Hand des lieben Gottes und suchte mit ihrem klingenden Stimmchen, während ihr zwei große Tränen über die Backen liefen: „Ich weiß ja recht gut, daß ich der Engel bin, den der liebe Gott am allerliebsten hat, weil keiner von den anderen so winzig klein ist und so hübsch in der Hand des lieben Gottes liegt. Aber alle die anderen Engel können gehen und fliegen, ohne daß einer sie festhält.“

Gottes Augen füllten sich mit Tränen, aber er lachte, damit Grete seinen Schmerz nicht bemerken sollte, und er sagte:

„Bist du denn nicht glücklich, Grete?“

Sie streichelte mit ihren beiden kleinen Händen seine Wangen und sagte:

„Ich habe dich so sehr lieb. Aber warum darf ich nicht umherlaufen und fliegen wie die anderen? Warum nicht, lieber Gott? So oft, wenn du keine Zeit hast, mit mir zu spielen, und ich allein auf dem Rasen sitze und die anderen über die blauen Wiesen hinfliegen sehe, bin ich so traurig, weil ich nicht mitfliegen kann. Und dann weine ich, bis ich eine neue schöne Blume entdeckt habe, zu der ich hinfliegen kann, um sie für dich zu pflücken.“

„Langweilst du dich denn wirklich, Grete, wenn du allein bist? Was nützt es da, daß ich dich als meinen eigenen, kleinen, dummen, süßen Engel haben möchte, der nicht war wie die anderen? Willst du wirklich lieber sein wie die anderen, die so viele Streiche im Kopf haben und weit weg fliegen über die Wiesen des Paradieses und von denen ich fast nie etwas zu sehen bekomme?“

Grete sah in der großen Hand des lieben Gottes, sehr ernst, und dachte nach.

Dann plöplich nickte sie: „Ja, Grete, möchte gern sein wie die anderen.“

„Run, gut,“ sagte der liebe Gott und beugte sich zu einem letzten Kuß über sie. „Dann muß es wohl sein.“

Der liebe Gott schaute ihr tief in die dunklen, strahlenden Augen — dann hauchte er sie an.

Und Grete breitete die Arme aus wie schöne, zarte Kolibriflügel, und von jedem Flügel fiel eine kleine, blaue Blume in den Schoß des lieben Gottes. Dann schwebte sie hinaus in den Himmelraum und verschwand zwischen den anderen Engeln.

Der liebe Gott aber sah sie niemals wieder. Sie spielte mit den anderen Engeln und wurde groß und hegte alle möglichen Streiche aus.

Zuweilen, wenn er besonders große Sehnsucht nach ihr hatte, glaubte er ihre klingende Stimme im Chor der Engel zu hören. Er rief: „Grete, meine holde kleine Grete!“

Aber Grete kehrte nie zu ihm zurück.

Richard Wagners seidene Hemden.

Aus neuen Erinnerungen.

Die prächtigen Schlafrocke und die seidene Unterwäsche Richard Wagners haben schon bei seinen Lebzeiten zu mancherlei Klatsch Anlaß gegeben. Daß auch nach dem Tode der Großen solche Kleinigkeiten nicht vergessen werden, zeigen die Erinnerungen an Wagner, die der bekannte französische Zeichner und Schriftsteller Ferdinand Bac in der „Comœdia“ veröffentlicht. Bac besah sich als blutjunger Mensch 1879 in Venedig und verteilte auch in dem Cercolo Arcifitico, in dem Wagner bisweilen zu erscheinen pflegte. Eines Tages zeigte er gerade dem spanischen Präsidenten Don Carlos einige seiner Karikaturen, als Wagner hinzutrat und den spanischen Prinzen begrüßte. Dieser stellte den jungen Mann dem Meister vor. „Richard Wagner war also vor mir, oder vielmehr ich war vor ihm, wenn Sie gestatten,“ schreibt Bac. Er war kleiner, als ich mir ihn vorgestellt habe, wirkte tomischer und weniger erhaben, aber sein weiter Ueberrock, seine Kravatte und sein nicht eingegengelter Hals bestaunten mich die Schönheit der Photographie, die man in den Schrankfisten sah. Indem er mir nachlässig eine gleichgültige, von blauen Adern durchzogene Hand reichte, fragte er mich über meinen Aufenthalt, und ich sagte ihm, daß ich, kaum seit drei Tagen in Venedig, fest entschlossen sei, die: meine Tage zu beschließen. „Sie wollen sich also zugrunde richten?“ sagte er. „Venedig ist eine Belohnung des reifen Alters und eines wohl ausgefüllten Lebens. Wie alt sind Sie?“ „20 Jahre.“ „Run denn, verlassen Sie diese Stadt und verlassen Sie, Sie, Sie zu verdammen!“ Als Bac fragte, ob er ihn besuchen dürfe, antwortete Wagner: „Run gut, kommen Sie am Montagmorgen gegen 11 Uhr, ich werde Ihnen die „Tetraole“ erklären.“

Pünktlich stellte sich der junge Mann im Palazzo Vendramin ein und fand im Vorzimmer bereits einen Händler, der eine ganze Reihe von Kartons auf einer Bank ausgebreitet hatte. Der Handelsgeist des Venezianers machte sich bald bemerkbar, und der Händler bot dem Wartenden seine Waren an, eine Anzahl der feinsten seidenen Hemden; mit Stolz erklärte er, der Meister sei sein bester Kunde. Als sie dann beide in das Heiligthum hineingelassen wurden, fanden sie Wagner am Tisch sitzen in einer weiten Jacke von schwarzem Samt, einen indischen Schal um den breiten Hals geschlungen, die grauen Haare unordentlich, die Fingerringe aufgestreift, so daß man darunter die Ringe der feinen Hände sah. Er betrachtete gerade einen kostbaren Schal, war gegen Bac sehr gleichgültig und stürzte sich sofort auf die Waren, die der Händler brachte. „Mit einer Hast, von der ich nicht weiß, ob es Berührung oder Berachtung war,“ erzählt Bac, „wühlten seine nervösen Hände in der Seide und schufen eine Unordnung, die den Händler entzückte.“ „Wieviel von diesen Hemden habe ich schon gekauft?“ fragte Wagner. „Bis jetzt 70,“ antwortete der Kaufmann. Der Meister fuhr fort, die einzelnen Stücke zu beschreiben und durcheinander zu wühlen. Dann legte er einen Haufen von etwa 20 zusammen, ohne nach dem Preis zu fragen und schob die übrigen fort. Damit war die Audienz beendet, und Bac hatte nichts über die „Tetraole“ erfahren.

Wie man Krokodile dressiert.

Der französische Kapitän Wolf ist wohl der einzige Tierdressier, der mit einer Echar gezähmter Krokodile auftritt. Ueber die Schwierigkeit bei der Behandlung dieser Tiere weiß er allerlei Interessantes zu erzählen: „Eine vollständige Dressur der Krokodile läßt sich nicht durchführen. Der einzige Weg, auf dem man sie gefügig machen kann, ist der, daß man ständig mit ihnen arbeitet und sie niemals

aus den Augen läßt. Aber selbst dann vergessen sie einen in sehr kurzer Zeit. Wenn ich sie in ihrer Umzäumung zu Hause in Freiheit gelassen habe, so wäre es sehr gefährlich, sich ihnen zu nähern, wenn sie eine Weile in der Sonne gelegen haben. Erst dann, wenn ihre Haut vor Hitze zu krachen anfängt, und sie gezwungen sind, sich an geschütztere Stellen zurückzuziehen, sind sie so weit, daß ich mit ihnen umgehen kann. Wenn man von einem Krokodil angegriffen wird, so ist die wirksamste Verteidigung, das Tier kräftig auf die Nase zu schlagen, denn dort ist seine empfindlichste Stelle. In jenen vergangenen Zeiten, da die Flüsse Americas und Indiens mit diesen häßlichen Ungeheuern angefüllt waren, gestattete sich die Jagd auf sie zu einem höchst gefährlichen Unternehmen. Jetzt hat man Methoden gefunden, um sie ohne großes Risiko zu fangen. Man benutzt dazu einen starken Stod, der etwa 10 Fuß lang ist und an dessen Ende sich ein Haken befindet. Wenn das Krokodil sich mit seinen Zähnen in dem Haken festgebissen hat, wird es herausgezogen und gefesselt. Ein Krokodil verpelst häufig 50 Pfund Fleisch auf einmal, kann aber dann auch zwei bis drei Monate ohne Nahrung auskommen. Seine Hauptnahrung besteht in Lunge und Leber von Fischen und Kindsch, und manchmal in Fischen. Obgleich sie von Natur Fleischfresser sind, verschmähen die Krokodile auch vegetarische Kost nicht. Sie brüten auf der nördlichen Halbkugel während des Juni und Juli. Das Weibchen legt etwa 50 bis 60 verhältnismäßig kleine weiße Eier, immer eins in etwa einer Minute; dann vergräbt sie die Eier unter einer leichten Schicht von Sand und Laub, und kümmert sich dann nicht mehr darum, bis sie ausgebrütet sind. Merkwürdigerweise halten die Krokodile, wenn sie wild gefangen sind, stets einen Winterschlaf; werden sie aber in der Gefangenhaft geboren, so bleiben sie den Winter hindurch wach. Krokodile erreichen ein sehr hohes Alter. Ein Krokodil-Weibchen, das auf einer Farm in den amerikanischen Südstaaten lebt, soll es auf über 100 Jahre gebracht haben; man schätzte das Alter der Krokodile nach der Breite ihrer Schnauze, die sich alle 50 Jahre um einen viertel Zoll verbreitert. Die Haut eines Krokodils ist heute je nach dem Alter zwischen 60 und 100 Mark wert; man verwendet aber nur die Haut über dem Rogen.“

Das Glück und sein Ende.

Von Salomon Dembiger.

Es war einmal ein junger Gesehrtter. Er war sehr reich, nahm sich eine junge, schöne Frau und zog sich mit ihr auf das Land zurück. Seine Villa lag versteckt zwischen alten Bäumen, eiserne Zäune umgaben sie, so daß niemand sie so recht sehen konnte. Deshalb besuchte ihn auch niemand. Und das trug viel zu seinem immeren Frieden bei. Vollkommen glücklich war er, wenn er in den warmen Sommerabenden auf der Veranda saß und das Lied der Einsamkeit hörte.

Er rief sich dann wohl die Hände und dachte darüber nach, daß des Menschen Sehnen unerlässlich sein solle. . . . War es das wirklich? Er selbst fühlte sich wunschlos, sein Glück schien ihm vollkommen, er brauchte ja nur das hübsche Gesicht seiner reizenden jungen Frau, die Grazie ihrer Bewegungen anzuschauen und die hingebende Liebe zu empfinden, die sie ihm entgegenbrachte. Er fühlte ein Glück, wie es nur geblieben kann weitab von Menschen . . . in der Abgeschlossenheit zwischen Büchern und Träumen.

Wenn er so lag, erschien seine Frau, setzte sich neben ihn, ihren Kopf an seine Schultern lehnd; fast nahm sie seine Hand in die ihre, und beide lauschten still verjonnend der großen Stille. . . . Was

hatten sie sich noch zu sagen? Wußten sie doch, daß ihre Seelen ineinander verwoben waren, und daß solche Liebe niemals enden könnte.

Mitunter aber sprang der Gatte auf, fester drückte er die Hand der Geliebten und stammelte: „Du ... du ... sollte das am Ende wahr sein?“ Ihm war ein Wort eingefallen aus jenen Tagen, da er noch unter Menschen weilte: daß alles Glück einmal in Unglück ende. — Sie hörte es, drückte ihm die Hand, beruhigte ihn ... und so blieben sie Hand in Hand sitzen bis in die späte Nacht ...

Der Winter kam. In den langen Nächten sah der Gelehrte zwischen seinen Büchern vergraben. Doch trieb es ihn oft, plötzlich aufzuspringen, in das Schlafzimmer zu eilen und nach seiner Frau zu sehen. Er strich der Schlafenden das Fell glatt, küßte sie leicht auf die Stirn und schlich auf Zehenspitzen wieder hinaus.

Wier Jahre lebte das Paar so dahin, als eines Tages die Frau nicht den Wunsch unterdrücken konnte, einmal die Stadt zu sehen, unter Menschen zu wandeln, ein Theater zu besuchen, neue Anregungen in sich aufzunehmen. Der Mann verlagte ihr den Wunsch nicht.

So ging sie und kam wieder. Bald bewog sie ihn zu gemeinsamen Ausflügen in die Stadt. Bis er endlich selbst wieder zu Haus blieb und sie weiterhin allein fahren ließ. Es kam die Zeit, daß ihre Ausflüge sich verlängerten, — es kam der Tag, wo er sie vergeblich zurückwartete.

Die Frau blieb fort —

Bestürzt, das Geschehene nicht begreifend, machte er sich auf den Weg, seine Frau zu suchen. Er kannte das große Leben nur aus Büchern und wußte nicht zu fassen, was ihm da zugestoßen. Er fand die geliebte Frau nicht mehr in der Stadt und erfuhr zu seinem Schrecken, daß sie mit einem hübschen Schauspieler davongefahren war und sich jetzt mit dem neuen Freund in den Cafés der Großstadt leben ließ ...

Ach, dieser Gelehrte begriff weder die Welt noch das „Weib“, er schluchzte, raupte sich die Haare und rief zu allen Göttern um Hilfe ...

Es dauerte lange, bis sein Schmerz sich soweit gelegt hatte, daß er es versuchte, in sein einsames Haus zurückzukehren. Er suchte Trost in seinen Büchern, neben seiner Frau dem einzigen Inhalt seines bisherigen Lebens. Nun aber stellte sich heraus, daß er sich auch in ihnen getäuscht hatte, sie waren totes Papier, bedruckt mit Worten, Worten, Worten — blutlose Weisheit. Was sollte er damit anfangen? Neigt, da ihm in Herz und Hirn der Aufruhr tobte? — Auf seiner Seite aller seiner Bücher fand er Antwort auf die Frage: Was ist die Liebe? Warum wird sie zur Waise? Warum erschlägt sie den an sie Glaubenden? —

Wochen und Monate vergingen, und einsam sah er, tröstlos grübelnd, seine Gedanken waren gebunden an die Frau, deren Worte und deren Wesen immer wieder schmerzhaft aus seiner Erinnerung auftauchten. Und dann sah er ihre Augen unsäglich traurig, und es schien, als sagten sie zu ihm: Glaube nicht, daß ich glücklich bin mit dem anderen — er ist gefühllos und roh und weiß nicht meine Seele zu behandeln ... nur dich allein liebt mein Herz, ich habe schwer an dir gesündigt und schäme mich, heimzukehren. So bin ich wie eine Gefangene. O könntest du mir verzeihen, um mich wieder in deine Arme zu nehmen! —

Der Kopf drohte ihm zu zerpringen, und es kam die Stunde, da er sich schwor, nicht zu ruhen, bis er sie wiedergefunden, den Händen des anderen entrissen und sie zurückgeholt hätte. —

Er fuhr hinaus in die Welt, suchte lange, lange vergeblich nach ihr, bis er ihre Spur fand. Sie wohnte in einer Stadt in einem Hotel.

Es war ein trüber Herbstabend, als er sich dem Haus näherte, wo er sie wußte ...

Plötzlich scholl ihm vom Balkon jenes Hauses helles Lachen einer bekannten Stimme entgegen. Sein Blick fiel auf sie, die Frau, die er erlösen sollte, sie sah auf dem Schoß ihres Gattens, ihr Blick war auf ihn, den Ankommenden, gefallen. Er sah, wie sie auf ihn hinabzeigte und lachend über ihn Bemerkungen zu dem anderen machte. —

Der Gelehrte stand einen Augenblick reglos, dann begann er zu laufen. Das Herz schlug ihm im Halbe, es war ihm, als müßte er erstickend ...

Drei Tage später sah er daheim an seinem Schreibtisch, ordnete seine Schriften, machte sein Testament, und auf derselben Stelle, wo er einst mit der Geliebten so oft gelesen, erschah er sich. —

(Anmerkung des Verfassers: „Wäre er klüger gewesen und hätte er das Leben nicht nur aus Büchern kennen zu lernen geglaubt, so hätte er eine solche Dummheit nicht gemacht, denn er war reich und hatte jede Möglichkeit, eine wertvollere Frau zu finden!“ so sagte zu mir die Frau jenes Gelehrten — und ich schrieb diese Novelle, um für das Honorar mit ihr loupieren zu können.)

Pflanzenwachstum im hohen Norden.

Seit langem ist es bekannt, daß viele Pflanzen im hohen Norden bedeutend rascher wachsen und reifen als bei uns in mittleren Breiten. So kommt es, daß trotz des kurzen Sommers Kulturpflanzen überraschend weit nördlich noch recht gut gedeihen. Diese Tatsache galt lange als unerklärlich; denn der Golfstrom, der die Temperatur im hohen Norden nicht unerheblich mildert, kann allein das raschere Pflanzenwachstum nicht erklären, und die längere Sonnenscheindauer im nördlichen Sommer genügt auch nicht, die Erscheinung verständlicher zu machen, da ja die Sonne immer recht niedrig über dem Horizont steht.

Als man erkannte, daß das Wachstum von Weizen, Pflanze und Tier durch ultraviolette Strahlen, besonders durch die kurzwelligen sogenannten „Ro-Strahlen“, sehr günstig beeinflusst wird, daß die Ro-Strahlen den Stoffwechsel steigern, die Blutzirkulation vermehren und rachitisverhütendes Vitamin im Organismus erzeugen, seitdem suchte man auch eine Verbindung zwischen dem auffallend raschen Pflanzenwachstum im hohen Norden und der Ro-Strahlung des Sonnenlichtes. Es fiel nämlich auf, daß auch die Hochgebirgsflora der Alpen usw. in den wenigen Sommerwochen recht schnell wächst, blüht und fruchtet, und man führte dies mit Recht auf den hohen Gehalt des Sonnenlichtes an ultravioletten Strahlen zurück, den man im Hochgebirge feststellte. Die Hochgebirgsverhältnisse ließen sich jedoch nicht ohne weiteres auf den hohen Norden übertragen. Denn im Sonnenlicht sind um so mehr Ro-Strahlen vorhanden, je höher die Sonne steht und je reiner die Atmosphäre ist. Im Norden steht nun aber die Sonne immer tief, und meist ist der Himmel bedeckt oder stark bewölkt, so daß man zunächst nicht an eine erhebliche Ro-Strahlung glauben möchte. Wie nun aber die Untersuchungen von Kettner und Borchard zeigen, ist die Ro-Strahlung im Norden trotz des niedrigen Sonnenstandes und trotz der häufigen Bedeckung des Himmels auffallend hoch. Selbst an Tagen mit ganz dunklen Wolken konnten diese Forscher Ro-Strahlung mit Hilfe der sehr empfindlichen Instrumente nachweisen, während weder in Deutschland noch im Hochgebirge solche Wolkendeckungen die geringste Ro-Strahlung hindurchgehen lassen. Aus den

Beobachtungen geht unzweifelhaft hervor, daß in nördlichen Breiten eine viel größere Menge ultravioletter Strahlen die Erde erreicht; die Pflanzen finden sich daher hinsichtlich der Wachstumsfördernden Ro-Strahlung hier unter äußerst günstigen Bedingungen. Die Wirkung der starken Strahlung wird allerdings durch die niedrige Temperatur stark gehemmt, aber in ganzen ist doch während der wärmsten Zeit die Wachstumsbeschleunigung so gewaltig, daß die Fruchtbildung in kürzester Zeit beendet ist.

Die Sonnen- und Mondfinsternisse 1928.

Der Himmel wird uns in diesem Jahre nicht besondere Schauspielere gewähren, wenn man darunter die in wissenschaftlicher Hinsicht immer interessanteren Verfinsterungen der Sonne und des Mondes versteht. Zwar bringt das Jahr 1928 insgesamt fünf Finsternisse, nämlich drei Verfinsterungen der Sonne und zwei des Mondes, aber Deutschland wird von diesen himmlischen Schauspielen nicht sehr viel zu sehen bekommen.

Von den drei Sonnenfinsternissen ist eine Teilsonnenfinsternis vom 12. November in dem größten Teil Europas zu beobachten. Auch Deutschland wird Gelegenheit haben, einen kleinen Teil dieser Finsternis sehen zu können. Von den beiden anderen Sonnenfinsternissen aber, insbesondere aber von der großen totalen Sonnenfinsternis am 19. Mai bleibt Deutschland ausgeschlossen, da diese Finsternis nur in Südafrika und Südamerika zu beobachten sein wird. Da es sich bei der totalen Finsternis am 19. Mai aber um ein großes himmlisches Schauspiel handeln wird, so werden deutsche Gelehrte die weite Reise nach Südafrika nicht scheuen, um die notwendigen Beobachtungen zu machen. Ein anderer Teil der Gelehrten wird sich voraussichtlich nach der Insel Madagaskar begeben, wo gleichfalls eine günstige Beobachtung der Sonnenfinsternis möglich sein wird. Die dritte Sonnenfinsternis endlich findet nur rund vier Wochen später statt, nämlich am 17. Juni. Auch sie wird in Deutschland unsichtbar bleiben.

Von den Mondfinsternissen ist für die Beobachtung durch deutsche Gelehrte in Deutschland auch nicht viel zu erwarten. Die erste Mondfinsternis findet am 3. Juni statt. Es handelt sich dabei um eine Finsternis, die hauptsächlich in Amerika, Asien und Australien zu sehen sein wird. Auch die zweite totale Mondfinsternis vom 27. November bleibt für Deutschland unerheblich, da die Beobachtungsmöglichkeiten zu gering sind. Im großen und ganzen ist das astronomische Jahr 1928, soweit die Finsternisse anderer Lager- und Nachtgestirne in Betracht kommen, von untergeordneter Bedeutung.

Krankheitsregendes Holz. Unter all den wertvollen Rohstoffen, die aus den tropischen Wäldern geholt werden, um für besonders feine Tischarbeiten Verwendung zu finden, hat das *Arkas*- oder *Seidenholz* einen hohen Ruf erlangt. Dieser Begriff ist kein botanischer, sondern von der äußeren Eigenschaft des Holzes hergenommen, die ihm einen leichtenartigen Glanz verleiht. Im übrigen stammt es von einer Reihe verschiedener Bäume, die ihrerseits wieder zu ganz verschiedenen Gattungen und Arten gehören. Sie wachsen auch nicht alle in einem einzigen Gebiet, sondern teils in Indien, teils im tropischen Amerika und auf den dazu gehörigen Inseln. Die Baumart, die in Indien heimisch ist, verdient noch eine besondere Beachtung, weil ihre Verarbeitung in den Werkstätten eine große Gefahr in sich birgt. Es ist nämlich häufig vorgekommen, daß Arbeiter in einer Sägemühle, in der Holz von diesem Baume geschnitten wurde, von einer sehr schmerzhaften Hautkrankheit befallen wurden. Daraufhin hat man das Sägemehl untersucht und das Ergebnis dieser Prüfung der Londoner Chemischen Gesellschaft mitgeteilt. Es hat sich dabei herausgestellt, daß dieses Holz ein Öl enthält, in dem wiederum ein Stoff vorkommt, der zu den giftigsten Alkaloïden gehört. Bisher war dieser Körper noch unentdeckt geblieben. Jetzt hat er den Namen „Chlorophyllin“ erhalten.

INVENTUR Ausverkauf

- Jacketanzüge, moderne Farben u. Formen, 108.—
99.—, 81.—, 72.—, 63.—, 54.—, 44.—, 39.—, 32.—, 24.—, 18.—
- Blaue Sakkoanzüge 99.—, 81.—, 72.—, 63.—, 54.—, 45.—, 36.—
- Cuts und Westen 63.—, 59.—, 54.—, 40.—, 17.—
- Jackets u. Westen, marengo Cheviot, 50.—, 40.—, 33.—
- Tanzanzüge 72.—, 63.—, 54.—, 50.—, 43.—
- Smokinganzüge 108.—, 90.—, 81.—, 65.—
- Frackanzüge mit Seidenspiegel 108.—, 99.—, 85.—, 59.—
ohne Seidenspiegel
- Winterulster, einfarbig und gemastert, 63.—, 54.—, 45.—, 39.—, 30.—, 22.—, 18.—
- Winterulster, Ersatz für Maß 99.—, 90.—, 81.—, 72.—, 63.—, 54.—, 45.—, 39.—, 30.—, 22.—, 18.—
- Winterpaletots mit Samtkragen 81.—, 72.—, 63.—, 54.—, 45.—, 39.—, 30.—, 22.—, 18.—
- Rockpaletots, marengo oder schwarz 99.—, 81.—, 72.—, 63.—, 54.—, 45.—, 39.—, 30.—, 22.—, 18.—
- Frühjahrmäntel, diverse Formen u. Farben 68.—, 56.—, 47.—, 38.—
- Frühjahrsmaletots aus Covercoat und marengo Stoffen 78.—, 65.—, 54.—, 48.—, 42.—
- Damen-Wintermäntel, mit und ohne Pelzbesatz je nach Art 60.—, 47.50, 37.50, 27.50, 17.50, 10.50
- Damen-Frühjahrs- und Uebergangsmäntel 27.50, 17.50, 10.50, 6.50
- Damenpelzjacken 115.—, 74.—, 62.—, 48.—
- Damenpelzmäntel 350.—, 295.—, 230.—, 145.—, 89.—, 78.—
- Herren-Sportpelze .. 390.—, 280.—, 215.—, 178.—, 98.—
- Herren-Gehpelze .. 625.—, 475.—, 270.—, 178.—, 152.—
- Herren-Autopelze 375.—, 280.—, 258.—, 178.—
- Herrenpelzjoppen v. 79.—, Herrenwinterjoppen v. 12.50 an
- Lodenmäntel für Damen und Herren 50.—, 44.—, 35.—, 30.—, 27.—, 24.—, 18.—, 15.—
- Schlafrocke von 26.—, Hausjoppen von 9.50 an
- Gabardinemäntel, Wollgabardine von 60.—, Baumwollgabardine von 16.50 an
- French-Coats für Herren v. 40.—, für Damen von 30.— an

Ein Posten Gummimäntel außergewöhnlich billig.
Für Herren 10.75, für Damen **9.50**
für Knaben und Mädchen entsprechend billiger.

- Herren-Sportanzüge mit Breeches .. 80.—, 72.—, 63.—, 52.—, 40.—, 32.—, 24.—, 21.—, 19.50
- Viertellige Sportanzüge m. kurzer u. langer Hose 102.—, 89.—, 76.—, 63.—, 54.—, 48.—, 39.—
- Herren-Ledersportjacken, braun 120.—, 105.—, 98.—, 78.—, 65.—, schwarz von 89.— an
- Ledersportmäntel aus braunem Nappaleder 158.—, 148.—, 125.—
- Damen-Ledersportjacken aus gut. braunem Leder 148.—, 118.—, 98.—, 74.—
- Windjacken für Damen 9.50, für Herren 6.50, für Knaben von 6.— an
- Skianzüge, Wolltrikotia 82.—, 68.—, 55.—, imprägn. Stoff 32.—, 29.—, 26.—
- Motorradchutzanzüge aus imprägnierten Stoffen 26.50, 22.50, 16.—, 12.50
- Chausseuranzüge, verschiedene Stoffarten 98.—, 90.—, 82.—, 75.—, 68.—, 58.—, 49.—, 44.—, 25.—
- Chausseurmäntel, warm gefüttert 110.—, 93.—, 79.—, 67.—, 52.—, gestreifte Herrenhosen 27.—, 25.—, 23.—, 16.50, 15.—, 10.80, 9.—, 7.65, 6.75, 4.90, 3.60
- Breeches 22.50, 18.—, 16.50, 13.50, 12.30, 9.—, 7.50, 5.20
- Jünglingsanzüge, Gr. 38/43 54.—, 50.—, 45.—, 40.—, 36.—, 30.—, 27.—, 24.—, 17.—
- Einsegnungsanzüge, Gr. 38/43 54.—, 50.—, 45.—, 40.—, 36.—, 27.—, 22.—
- Knabenanzüge, verschiedene Fassons 25.—, 22.—, 20.—, 18.—, 16.50, 15.—, 10.50, 7.50
- Knabenmäntel für Dreijährige von 10.— an
- Knabenpyjacks für Zwei- bis Dreijährige .. von 4.75 an
- Knaben-Kniehosen 7/12 von 1.90, Gr. 0/6 von 1.50 an

Ein Posten Manchesteranzüge für Herren, besonders billig, Jackett ganz gefüttert **24.—**
Manchesteranzüge für Knaben, Gr. 7—9 16.50

- Herren-Oberhemden aus besten Panamastoffen, mit Klappmanschetten und Kragen 2.90
- Herren-Oberhemden aus vorzügl. Zephyrstoffen, mit Klappmanschetten und Kragen 3.70
- Herren-Oberhemden mit eleganten Einsätzen, weiß und farbig, mit Klappmanschetten und Kragen .. 3.90
- Herren-Einsatzhemden, wollgemischt, vorzügliche Qualität, große Wetten 2.25
- Herren-Unterhosen mit Ueberschlag, normalartig, Gr. 4 1.20
- Herren-Unterhosen, Futtertrikot 1.40
- Fausthandschuhe, aus guten Stoffen 0.85
- Damen-Strümpfe, Seidenflor, hervorragende Qualität, dunkle Farben Paar 0.90
- Damen-Ueberziehweste, reine Wolle 1.90
- Strick-Schals, grau Stück 0.35
- Damen-Taschentücher, sehr elegant, leicht angestaubt, 3 Stück 0.25
- Damen-Taschentücher m. gestickten Ecken, 3 Stück 0.35
- Männer-Untwesten, gestrickt, braun 2.95
- Frauen-Schlüpfer, in hellen, zarten Farben 0.75
- Damen-Schlüpfer, helle Farben, Innen geraut 1.10
- Kinder-Heudhosen, grau Futtertrikot 1.10
- Bettbezüge aus guten Wäschestoffen, 1 Kopfkissen, reich bestickt, Garnitur 1 Deckbett und 2 Kopfk. 7.95
- Kaffeedecke, kariert, gute Qualität 0.95
- Wäschestoffe, etwa 80 cm breit, Meter 0.40
- Lakenstoffe, Haustuch, vorzügliche Qualität, 140 cm br., Meter 1.40
- Sportplanelle, vorzügliche haltbare Qualität, für Hemden, Blusen usw. Meter 0.65
- Tischdecken, weiß Damast, 130 mal 130 3.50
- Küsterdecken, farb- und kochecht, 80 mal 80 .. 1.—
- Handtücher, weiß, ungesäumt, 100 lg., gute Qualität 0.50
- Küchen-Handtücher, 100 cm lang, unges. 0.45
- Frottier-Handtücher, □ gute Qualität Stück 0.95

Stoffe, meterweise

- Anzugstoff (Donegal braun oder grau) .. 1.50
- Ulisterstoff, mittelfarbig gemastert 2.—
- Manchester in diversen Farben 1.95

Während des Inventur-Ausverkaufs nach Maß bestellte Kleidung wird zu ermäßigten Preisen berechnet.

BAER SOHN & G nur Chausseestraße 29-30
Untergrundbahn: Stettiner Bahnhof